



50. Jahrgang.

Deutsches

26. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Die Erlöserin.

Erzählung

von

Alexander Kömer.

(Fortsetzung.)

Jetzt ging es in die Küche zum Bleigießen. Die wunderbarsten Gebilde wurden zu Tage gefördert. Hier beteiligten sich aber die Herren nicht mehr, und als Frida steif und fest behauptete, die undeutliche Form, die Tante Toni gegossen, sei unverkennbar ein Brautkranz, stopfte diese ihr den Mund und gab ihr einen derben Puff.

Endlich ward es hohe Zeit, die Kinder zur Ruhe

zu bringen; sie sagten drinnen gute Nacht, und Toni ging mit ihnen hinauf.

„Du kommst aber doch wieder herunter?“ rief die Schwester ihr nach. „Wir wollen das neue Jahr begrüßen; mein Alter hat noch eine Flasche Sekt dafür zurückgestellt.“

Zögernd versprach Toni, zurückzukommen. Es wäre ja auffällig und unartig, sagte sie sich, wenn sie wieder ohne Abschied verschwand, überdies reiste sie nach zwei Tagen und sah ihn natürlich nicht wieder. Er aber war ein guter, verständiger Mensch, der für die Albernheiten der Jhren nicht verantwortlich gemacht werden konnte.

Als sie nach einer Weile nach unten ging, hörte sie schon auf dem Flur die Schwester in der Küche reden, wo für die Leute Punsch gebraut wurde. Ihr Schwager erhob sich gerade, als sie eintrat, er wollte

seinem Gast ein abnormes Reggehörn zeigen, was er drüben verwahrt hielt. Toni und Bürgermeister Neubach waren allein.

Sein Gesicht war ein wenig gerötet, seine Bewegungen lebhaft. „So kommen Sie doch noch,“ sagte er rasch und halblaut, „ich fürchtete schon, Sie würden es machen wie das vorige Mal und nicht wieder herunterkommen.“

„Ich wollte auch eigentlich oben bleiben,“ entgegnete sie ehrlich, „eine Rekonvalescentin wie ich sollte um diese Stunde im Bett sein, aber meine Schwester behauptet, wir müßten gemeinsam noch das neue Jahr begrüßen.“

„Fräulein Toni — gemeinsam! — ein neues Leben — Sie und ich, meine ich —, Sie erschrecken natürlich, ich falle mit der Thür ins Haus. Sehen Sie, ich bin ein Mensch, der gewohnt ist, alles auf das schwerfällige



zu überlegen — jetzt überlege ich gar nicht. Als wir da vorhin unterbrochen wurden, als wir nebeneinander saßen, da hatte ich ein Gefühl, als habe mich noch nie ein Mensch verstanden wie Sie, — und jetzt — dieses Bangen und Sehnen nach Ihnen, als Sie fort waren ...

Er sprach hastig, in abgebrochenen Sätzen, seine Augen ruhten zagend, angstvoll auf ihrem Gesicht, sie war sehr blaß geworden.

Warum sagte sie denn nicht sofort: Das ist Unsinn, warum stand sie da wie gebannt, warum jagten sich die Gedanken in ihrem Hirn? Ein Heiratsantrag — eine Liebeserklärung, mir! Und der Mann meint's ehrlich, und darbt und ist einsam wie du. Und wenn es möglich wäre, und wenn es ginge — aber es ging ja nicht. Sie kannten einander zu wenig, sie waren zu alt, fertige Menschen, fügten sich die noch in neue Verhältnisse?

Ungeordnet flog das alles durch ihren Kopf.

Und da beugte er sich zu ihr nieder, und sein Arm umschlang sie, er preßte sie an sich in ausbrechender Leidenschaft. Er küßte ihren Mund.

Sie war wie erstarrt.

„Toni, ein Wort — wir haben nicht viel Zeit —, man wird uns stören, auseinander reißen, wir haben überhaupt nicht viel Zeit, Toni, wir sind keine jungen Menschen.“

Sie lehnte willenlos, wie gelähmt in seinem Arm.

„Nein, wir sind keine jungen Menschen,“ wiederholte sie tonlos. „Ich begreife mich selbst nicht, ich — ich habe an so etwas nicht im entferntesten gedacht.“

Dann begann sie sich, sie sagte da eine Lüge; sie hatte freilich an dergleichen gedacht, in verworrener, zwiespältiger Weise.

„Nein,“ verbesserte sie sich, indem sie sich emporrichtete aus seinem Arm und wieder Leben in ihre Glieder kam, „kein Schatten einer Unwahrheit in dieser Stunde. Man hat mich befangen gemacht in diesen letzten Tagen durch taktlose Redereien; ich finde mich selbst nicht zurecht, ich bin verwirrt.“

Er trat einen Schritt zurück. „Ich glaube — ich bildete mir ein, es bestände ein innerer Rapport zwischen uns. Bin ich Ihnen unangenehm? Oder auch nur ganz gleichgültig?“

Sie sah zu ihm auf, und da geschah ihr etwas Unerhörtes: sein Blick bannte sie. Hatte er die Arme geöffnet oder sie — sie hätte es nie sagen können, aber sie lag an seiner Brust und schluchzte. Er streichelte ihr Haar und küßte es sanft mit einer innigen Zärtlichkeit — und dann stoben sie auseinander, denn draußen erscholl der wuchtige Schritt des Oberförsters, aber hinter ihnen, in der Thür, stand auch Frau Dora, deren Eintreten sie nicht gehört hatten, und von der sie nicht wußten, wie lange sie schon dagewesen war.

Toni freilich fing den vielsagenden, halb spottenden, halb triumphierenden Blick der Schwester auf und war keinen Moment mehr im Zweifel, daß sie Zeugin der Umarmung gewesen sei.

Der Oberförster trat anscheinend ganz unbefangen ein, zeigte das vorhin besprochene Kuriosum, und mit zerstreuter Miene hörte sein Gast ihm zu.

Toni nahm sich gewaltsam zusammen, in ihr wogten die Gefühle durcheinander, ein nie gekanntes Glücksgefühl neben banger Beskommenheit.

Während ihr Schwager auf Herrn Neubach einredete, trat sie auf die Schwester zu und raunte ihr ins Ohr: „Bitte, schweige, es ist noch alles unklar.“

„Na, höre,“ meinte Dora mit einer sichtlich entrüsteten Miene, „wenn man auch in solcher Situation überrascht, sollte man annehmen, daß ihr angejahrten Menschen wüßtet, wie ihr miteinander dran seid.“

„Wißt du mir versprechen, zu schweigen bis morgen?“ wiederholte Toni mit vor Erregung heiserer Stimme und quetschte der Schwester Hand wie im Schraubstock.

„Natürlich; aber du drehst mir ja das Gelenk um. Ich nehme übrigens an, daß er sich jetzt uns gegenüber erklärt.“

Ein Böllerschuß draußen unterbrach die Rede — Mitternacht! das neue Jahr begann. Alle Glocken der kleinen Stadt läuteten es ein.

„Prosit Neujahr!“ rief der Oberförster mit seiner Stentorstimme und holte mit raschem Griff die silberhaltige Flasche aus dem Eisbüchel. Er ließ den Pfropfen knallen und schenkte die Gläser voll.

Der Herr Bürgermeister verbeugte sich steif und gemessen vor der Hausfrau und ließ sein Glas mit dem ihren zusammenklappen.

Toni stand neben dem Schwager, der ihr mit einem verschmitzten Ausdruck fragend in die Augen sah. Sie aber war kühl geworden und ruhig. Gottlob! er sagte nichts — wie sie ihm das dankte! Auch sie und Neubach stießen miteinander an und senkten ihre Augen dabei wie auf Verabredung; sie waren sich der beiden spähenden Zuschauer bewußt.

Die Stimmung, die Frau Dora und ihr Gatte hatten herbeiführen wollen, blieb aus, es wurden nur Gemeinplätze zu Tage gefördert, und der Gast empfahl

sich bald. Beim Scheiden reichte er Toni wie den beiden andern die Hand; er drückte sie fest, und seine ernsten Augen suchten scheu und flüchtig einen Moment die ihren.

Ihre ruhige, unbewegte Miene schien ihm eine Erleichterung zu gewähren, und als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, und er, vom Oberförster geleitet, in den Vorgarten hinaustrat, lief Frau Dora zum Fenster und lugte durch die Vorhänge.

„Na, das muß ich sagen, das ist eine kuriose Geschichte. Ob er vielleicht draußen meinem Alten sich erklärt? Nein, wahrhaftig, da geht er schon auf die Straße hinaus, Toni, was soll ich eigentlich von euch beiden denken?“

Sie wandte sich empört zur Schwester.

Diese stand zitternd vor Zorn und Erregung und hielt schon den Thürgriff in der Hand.

„Daß wir mündige Menschen sind, Schwester, mit freiem Selbstbestimmungsrecht,“ entgegnete sie scharf, „und solche Einmischungen dritter uns ernstlich verbitten.“

„So, also doch wir und uns — na, wenn ihr noch einen geheimen Brautstand für angemessen haltet, meinestwegen.“

Toni atmete kurz. Es überkam sie Schwindel und Schwäche.

„Ich betrachte mich noch nicht als Braut, verstehst du? Du wirst dich bis morgen damit zufrieden geben müssen. Ich fühle mich recht elend und möchte jetzt hinaufgehen. Gute Nacht.“

Frau Dora stand starr. Das ging über ihr Begriffsvermögen. War Toni, die spröde alte Jungfer, eigentlich verrückt geworden? Als ihr Mann eintrat, eilte sie auf ihn zu und redete, die Bitte der Schwester mißachtend, wispernd eifrig auf ihn ein.

Toni stieg mit müden, schweren Gliedern nach oben, trat in ihr Stübchen, machte Licht und stand da, sich an dem Tisch haltend, wie in tiefem Traum. Der Zorn über der Schwester Taktlosigkeit hatte ihr da eben alle andern Gefühle verwißt. Was war denn geschehen? Was war denn Neues mit dem neuen Jahr in ihr einförmiges Leben getreten? Der Schauer, der sie überriefelt, als sie in den Armen des ihr bis dahin noch völlig fremden Mannes gelegen, überkam sie wieder. Und dann folgte ein hochaufschwellendes Glücksgefühl. Nicht mehr einsam sein, jemand haben zum Lieben, von ihm geliebt werden, einen, zu dem man fest gehört!

Und er — der Verschlossene, der Unzugängliche, er mußte sie doch lieben, wenn er so weich und zärtlich sich gab. Wie hatte es ihn überwältigt, wie warm war es emporgequollen aus dem fest verschlossenen Herzen.

Und sie — ja wie stand sie denn eigentlich zu ihm? Sie war auf einen Stuhl gesunken, und ihr Herz schlug wild. Ihr Kopf war nicht klar heut nacht. Der Sekt, all das Ungewohnte hatte die Sinne umnebelt, auch der Schwächezustand vom Fieber her wirkte mit. Wie konnte man in solcher Geistesverfassung über sein Lebensschicksal entscheiden? Und das hatte sie eigentlich gethan.

Wenn ihr gestern jemand gesagt hätte: Du läßt dich von einem fremden Herrn im Affekt der Leidenschaft küssen, ohne seine Braut zu sein, sie würde es als unerhörte Beleidigung aufgefaßt haben.

Im Affekt der Leidenschaft — in ihren Jahren — und bei ihm war es entschieden ein unvorhergesehenes Aufkommen gewesen, — bei ihm kamen jedenfalls die Ueberlegungen auch nach — sie mußten beide nüchtern werden, warten, sich besinnen.

Eine müde Ruhe kam in ihre Seele, sie entkleidete sich langsam. Draußen stand die Mondscheibe am Himmel, hell und klar, Friede, Stille war in der Natur, auch unten im Hause war alles zur Ruhe gegangen, — sie mochte nicht mehr denken.

IV.

Das trübe Morgenlicht des ersten Tages im neuen Jahr drang durch die halb geschlossenen Vorhänge und weckte mit seinem ungewohnten Strahl den Schläfer.

Bürgermeister Neubach fuhr empor und faßte mit seinen beiden Händen an seinen Kopf.

Was war denn das? Hatte er gestern Abend den Vorhang nicht geschlossen, wie er es immer that, nachdem Dörthe vorschriftsmäßig das eine Fenster geöffnet gelassen hatte, bis er beim Schlafengehen es selber schloß. Das war ihm ja noch niemals passiert.

Er sah erschrocken, noch halb im Bann des Schlafes, vor sich hin. Gestern Abend — ja, was war denn gestern geschehen?

Er schloß die Augen und lehnte sich in die Kissen zurück. Die Erinnerungen kamen. Er sah vor sich ein liebes Gesicht, fühlte die weichen Mädchenlippen, die er geküßt, — er, der alternde Junggeselle, in dessen regelmäßig wie ein Uhrwerk sich abwechselndes Leben doch solche Dinge nicht mehr paßten.

Er war mit einem Satz aus dem Bett und tauchte den Kopf, in dem es so verrückt rumorte, in die kalte Waschkübel. Während er sich langsam und gründlich

mit dem Frottierhandtuch rieb, so daß sein Kopf feuerrot aus dem weißen Binnenn hervorleuchtete, versuchte er einen geordneten Gedankengang zu fassen.

Nicht möglich ... Es war finster im traulichen Gemach, wo jedes Ding seinen festen Platz hatte.

Sonst weckte ihn das Klopfen der alten Dörthe präzise um acht Uhr, in Winterzeiten, auf die Minute. Dann zündete er die kleine Lampe an, die vor seinem Bett stand, erhob sich, begann die Waschungen, genau in demselben Tempo, einen Tag wie den andern.

Heut tastete er mit zitternden Händen nach den Schwefelhölzern, die er wunderbarerweise an einer ganz andern Stelle suchte, als wo sie standen. Dann gab er das auf und ließ seine Uhr repetieren: sieben und eins, also ein Viertel nach sieben. Das kam von dem offen gebliebenen Vorhang, daß er zu so ungehöriger Zeit erwachte.

Er fand nun endlich die Schwefelhölzer und brannte Licht an, fiel dann aber ganz schwach und matt auf einen Stuhl.

Hatte er denn wirklich einen regelrechten Heiratsantrag gemacht gestern Abend? Mein Gott! Extravaganzen waren doch in seinem Leben seit langen Jahren nicht mehr vorgekommen. Er, der Bedächtige, schwer Ueberlegende miß alle Uebereilungen. Und doch ein Entschluß, der veränderte ja sein ganzes Leben, alle seine Gewohnheiten; und Dörthe — du lieber Himmel, die würde ja die Verkündigung des Weltunterganges gläubiger und ruhiger hinnehmen als die Nachricht von dem Eintritt einer jungen Frau in dieses Haus.

Das stürmische Herzklopfen verringerte sich ein wenig unter all diesen Betrachtungen. Das liebe Gesicht stieg wieder empor. Oh, die Geister des Weins hatten doch mitgewirkt, wenn auch sein Kopf nicht umnebelt gewesen war.

Er hatte sich eigentlich sehr sonderbar benommen. Nachdem er sie in seinen Armen gehalten, sie geküßt, und sie seinen Kuß erwidert — denn das hatte sie gethan, ihn überließ es siedend heiß heut morgen noch bei der Erinnerung —, da hätte er ja sprechen müssen zu den Jahren, die Situation klären. Ob sie das nicht empfunden und in Gott weiß was für einem Sinn gedeutet haben mochte?

Aber nein! Ihre so ausdrucksvollen Züge standen ihm lebendig vor dem Geist; sie war mit ihm eins gewesen, es herrschte ein merkwürdiges Verständnis zwischen ihren Seelen.

Langsam und sorgfältig kleidete er sich an. Oh, der Barbier kam auch erst eine gute halbe Stunde später — es war heute morgen alles aus dem Geleise, das heißt, im Grunde war er es allein. Mit einem schweren Sorgenfalten sah er sich im Zimmer um. Hier war alles altväterisch ehrbar, ohne zierlichen Tand, aber solide. Da drüben waren die Zimmer der Mutter mit der ganzen Einrichtung, unberührt, wie sie sie verlassen, — bereit für eine Hausfrau.

Ob sie mit den altmodischen Sachen sich begnügen würde, ob sie in sein stilles, regelmäßiges Leben sich fügen könnte? Sie kannten einander im Grunde sehr wenig.

Wenn du dir eine Frau nimmst, so prüfe sie und die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen ist, vorher genau, für dich paßt schwer eine,“ hatte seine Mutter ihm oft gepredigt.

Was hatte er jetzt geprüft? Einem unklaren Impulse folgend, war er gestern in das Haus ihrer Verwandten gegangen, ohne einen Gedanken an bindende Entschlüsse.

Jetzt mußte er heute mittag in die Oberförsterei gehen als Brautwerber, nein, als verlobter Bräutigam — ihn schüttelte der Fieberfrost.

Muß, der bis dahin schnarchend in seinem Korbe gelegen, drehte sich und richtete, von dem Lichtstrahl geweckt, den Kopf in die Höhe. Er sah blinzeln, verschlafen seinen Herrn an, sein kurzes, heiseres Geblölk klang vorwurfsvoll. Er besaß einen richtigen Instinkt für die Zeit, er rollte sich in seinem Korbe unter seiner Decke wieder zusammen und drehte sich nach der Wand.

Sein Herr seufzte und trat in das Wohnzimmer. Das Holzfeuer prasselte im Ofen, gab aber noch wenig Wärme.

Draußen düsterer Himmel, Schneetreiben mit Regen vermischt, auf der Straße unergründlicher Rot.

Dörthe trat mit der Serviette und dem Kaffeegeschirr durch die gegenüberliegende Thür ein und blieb mit offenem Munde stehen. So lange sie in des Herrn Diensten stand, war so etwas nicht geschehen.

Das Decken des Frühstückstisches, auf dem jedes Stück seinen gewiesenen Platz hatte, war allemal für sie eine umständliche Leistung, denn sie gehörte zu den Langsamen und Bedächtigen. Dann, wenn alles genau in Ordnung war, pflegte sie an des Herrn Thür zu klopfen, und bis er angeläutet war, braute sie den Kaffee. Auf die Minute trafen sie mit der Zeit bei diesen beiden Vorgängen zusammen.

Was bedeutete denn dies? Sie vergaß den Gutenmorgengruß, zu dem sich heut noch der Neujahrsglückwunsch gesellen sollte.

Johannes Neubed fröstelte, seine Miene war sehr grämlich. Beim Herausreten aus seinem Schlafzimmer packte ihn die Verstimmung über das Fehlen aller Gewohnheiten.

Auch er vergaß den Neujahrsgruß, den er der Alten zu jeder Jahreswende herzlich gesendet hatte.

Dörthe deckte mit zitternden Händen. „Sind der Herr Bürgermeister krank?“

„Krank? Gott bewahre! Sehe ich etwa krank aus? Aber Dörthe, du stellst ja die Zuckerdose rechts — und — was ich dir noch sagen wollte — wenn die Gratulanten kommen, ich meine die Stadtdiener und der Stadtschreiber, so — ja, so sage ihnen, ich liebe vielmals danken und ihnen auch ein frohes Neujahr wünschen, könne sie aber heute morgen nicht empfangen.“

Dörthe hatte ums Haar die Sahne auf das blütenweiße Tisch Tuch geschüttet; ihr war, als rühre sie der Schlag.

„Nicht empfangen...“ stotterte sie.

Der Herr Bürgermeister lächelte. „Ja, Dörthe, wir kommen aus unsern Gewohnheiten. Warte es ab. Lege mir nachher den Frack zurecht, die weiße Weste und eine weiße Krawatte. Ich muß gegen Mittag einen Besuch machen.“

„Der Herr Bürgermeister? Aber die Herren kommen doch alleweile hierher.“

„Ja, das thun sie wohl, aber ich muß doch ausgehen. So, nun stehe da aber nicht wie Lots Weib, sondern braue mir lieber den Kaffee, hörst du?“

Dörthe schlich wie betäubt hinaus. Du lieber Herrgott im hohen Himmel, was war da passiert? Gegen zwei Uhr in der Nacht war er erst nach Hause gekommen; sie schlief ja nicht eher, als bis sie ihn heimkehren hörte, und selten kam es vor, daß er über die Bürgerstunde ausblieb. Hatte er etwa gestern gar einen über den Durst getrunken, zur Feier vom Altjahrsabend? Nein, das war von ihm nicht zu denken, und mühsenstill war er auch gewesen, hatte ganz leise den Schlüssel im Schloß gedreht. Aber seine Stiefel — die feinen Lackstiefel hatte er gestern angehabt — wie sahen die aus, als ob er allen Dreck der Landstraße darin durchmessen, und von seinem Hause bis zum Klub ging er doch immer auf dem Trottoir.

Ja, wenn sie in Wirklichkeit ihn, ihren ruhigen Herrn, gesehen hätte in dieser Nacht, als er aus der Oberförsterei kommend, stundenlang ziel- und planlos auf den aufgeweichten Wegen sich umhertrieb, mit rotem Kopf und zwiespältigen Gefühlen, sie würde ihre Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und nicht anders gemeint haben, als daß ihr armer Herr verrückt geworden sei.

Muß drängte sich scheu und gedrückt durch die Thür vom Schlafzimmer herein. Es war ihm gelungen, die schlecht eingeklinkte Thür um einen Spalt zu öffnen. Er war nun wach geworden und auch aus seinen Gewohnheiten gerissen. Sonst pflegte sein Herr ihn zu streicheln, ihm das zottige Haar aus den Augen zu bürsten und nahm ihn dann mit sich herein in das Frühstückszimmer. Heute war es drinnen dunkel gewesen, und sein Herr nicht dort.

Er trottelte zu seinem Herrn, der unstill im Zimmer auf und ab wandelte, heran, mit eingezogenem Schwanz und gesenktem Kopf, und versuchte seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Aber eine ungnädige Bewegung mit dem Fuß scheuchte ihn hinweg. Sich schüttelnd vor Frost und Unbehagen, lauerte er vor dem Ofen im Schein des Holzfeuers und steckte den Kopf zwischen die Beine.

Der Kaffee kam und schmeckte abscheulich. Anrührend rügte der Hausherr die Mangelhaftigkeit des lauwarmen Gebräus. Seine Blide hasteten an dem unglücklichen Holzfaßten, der heute morgen an ganz verkehrtem Plaze stand; die Alte war verdreht, jetzt schon, wo ihr doch nur Ahnungen kommen konnten. Und nun hub sie gar an zu heulen — na, das fing gut an.

Er winkte befehlend mit der Hand, und sie schob sich, laut aufschluchzend, aus dem Zimmer.

Um zwölf Uhr schritt der Herr Bürgermeister von Lenzkirchen, den Bräutigamsfrack unter dem Pelz verborgen, langsam, gesenkten Hauptes durch die Straßen.

Das Wetter hatte sich aufgehellt, ein Sonnenstrahl machte die Pflügen glänzen.

Ihm war sehr unbehaglich zu Mut; wer ihm gestern morgen gesagt hätte, daß er heut in solch einer Lage stehen würde!

Ja, wäre er auf einer einsamen Insel mit dem lieben Mädchen allein, aber so — ihre Sippe —, er verstand es gar nicht, solche Rolle zu spielen, wie sie heut von ihm gefordert wurde.

Er wollte aber Fräulein Toni jedenfalls einstweilen allein sprechen. Selbstverständlich hatte sie die Ihren gestern abend noch eingeweiht, und wenn man ihm da mit großem Hallo schon entgegenkam... trotz der Kälte perlten ihm die Schweißtropfen auf der Stirn.

Die Oberförsterei war erreicht. Richtig, da lugten schon Köpfe heimlich hinter den Fenstern, die Frau Oberförsterin und ihre Alteste. Seine Miene wurde, ihm unbewußt, finster wie die Nacht.

Die Hausthür öffnete sich, Peter riß sie auf. Karo und Diana sprangen ihm bellend entgegen; Peter wurde von Frida, die ebenfalls hinter der Thür stand, zurückgerissen, das Mädchen tuschelte ihm eifrig ein paar Worte ins Ohr, der Junge aber schien außer Rand und Band zu sein, er riß sich los mit den Gebärden eines Indianersproßlings und schrie dem Ankömmling entgegen: „Hurra! Da kommt der Bräutigam! So, so sieht ein Bräutigam aus!“

In der nächsten Sekunde hatte eine unsichtbare Hand den Schreier am Kragen gefaßt und ihn in die Stube gezogen.

Unter unsagbaren Gefühlen trat Bürgermeister Neubed über die Schwelle.

Frida stand da noch mit ihrem lauernden, verschmitzten Gesicht, im Festtagskleid, mit roten Schleifen in den lang herabhängenden Zöpfen, und knidste bedeutungsvoll. Dann verschwand auch sie, und Frau Oberförster trat ihm hold lächelnd, noch ein wenig kurzatmig von der eben überstandenen Krastübung, den unbändigen Peter zu meistern, entgegen.

Seine Begrüßung war höchst steif und gemessen; sein formeller Neujahrswunsch kam ziemlich unverständlich heraus, seine Frage nach Fräulein Helmersen klang beinahe schroff.

„Meine Schwester ist hier unten in meinem Zimmer, Sie wollen sie wohl allein sprechen.“

Er neigte nur schweigend das Haupt und folgte ihr. Drinnen stand Toni, auffallend blaß; bei seinem Eintritt ging sie ihm ein paar Schritte entgegen, ohne Hast, ruhig und würdevoll.

Frau Dora zögerte noch einen Moment, ehe sie die Thür wieder schloß. Sie hätte gar zu gern gelauscht und gespäht.

„Der hat aber eine sonderbare Bräutigamsmiene; sieht beinahe aus, als ob ihm der Handel wieder leid wäre.“

Toni trat mit einer raschen Bewegung an die Thür und faßte den Griff, nachschauend, ob sie auch fest verschlossen sei. Ja, sie öffnete sie zur Vorsicht noch einmal und sah sich draußen um, ob kein Kauscher vorhanden.

Dann wandte sie sich rasch zu Neubed. In ihre Mienen und Bewegungen war Leben gekommen. Ehe er ein Wort gesprochen hatte, reichte sie ihm die Hand mit einem warmen, herzlichen Ausdruck in ihrem guten Gesicht.

„Guten Morgen, mein Freund, — das sind Sie mir geworden und sollen Sie mir bleiben unter allen Umständen. Ich lese es auf Ihrem Gesicht, Ihre Gedanken und die meinen sind so ziemlich die gleichen gewesen, seit wir reifen, verständigen Menschen angefangen haben, nachzudenken.“

Er schaute sie schier verblüfft an. „Aber, Fräulein Toni, wie — was wollen Sie eigentlich sagen?“

Ihr Blick fiel auf seinen Anzug, den Frack, die weiße Krawatte, — er hatte den Pelz draußen abgelegt — sie schüttelte trübe den Kopf.

„Sie haben sich verpflichtet gehalten, heute morgen als Brautwerber zu kommen; ich mußte das ja auch voraussehen — aber lassen Sie mich eins vorerst zu meiner Verteidigung sagen —, ich würde meinen Verwandten keine Mitteilungen von den Vorkommnissen des gestrigen Abends gemacht haben, wenn meine Schwester nicht zufällig den — unvorhergesehenen Gefühlsausbruch oder, wie soll ich es sonst nennen, der uns beide gestern überkam, mit angesehen hätte. Meine Bitten um ihr Schweigen sind nicht berücksichtigt worden. Es scheint, als ob eine solche Familie sich völlig als eine Person fühlt, ich war da also machtlos.“

Des Freiwerbers Miene wurde immer erstaunter, seine innere Spannung wuchs, wo wollte sie hinaus?

„Sie lassen mich nicht zu Worte kommen, Fräulein Toni, muß ich das als eine Zurückweisung meiner Werbung nehmen?“ fragte er gepreßt.

„Mein Freund!“ Sie sah ihm ernst und innig in die Augen. „Die Sache ist zu schwerwiegend, da ist meine Meinung, daß solche Rücksichten, wie das etwaige Gellatsche meiner Verwandten, selbst wenn es sich noch weiter verbreitete, unsre Entschlüsse in keiner Weise beeinflussen dürfen. Wir waren gestern abend beide in sehr gehobener Stimmung — wodurch sie veranlaßt sein mochte, wollen wir einstweilen beiseite lassen —, im nüchternen Morgenlicht sieht man die Dinge meist ganz anders. Ich sagte mir heut: er wird kommen, und dann müßt ihr offen, ehrlich und klar miteinander reden.“

„Sie kamen gestern nicht mit der Absicht, sich eine Gefährtin für das Leben zu suchen, es war nur die Stimmung des Augenblicks, die Sie fortriß.“

Er trocknete mit dem blendend weißen Tuch seine feuchte Stirn. Wie sie ihn kannte! Sie las ja in seiner Seele wie in einem offenen Buch. Er fand so rasch keine Antwort.

Sie fuhr unbeirrt fort: „Ich sehe heute morgen alles sonnenklar. Sie fühlen sich nicht unglücklich in Ihren bestehenden Verhältnissen. Sie entbehren nichts zu Ihrem Wohlbefinden; eine Frau, ein Wesen, das

Ansprüche an Sie stellt, Sie aus Ihren Gewohnheiten reißt, würde Sie nur stören, wäre ja gar nicht im Stande, Ihnen etwas zu geben.“

Ihre Stimme war leiser und sichtlich bewegt geworden bei ihren letzten Worten.

Er saß da und drehte an der Krampe seines spiegelglatten Glinders. Wie jedes ihrer Worte ihn traf, sie malte da genau, ohne Uebertreibung, in ehrlicher Wahrheit sein ganzes engherziges Wesen. Er schämte sich, es packte ihn, es rüttelte ihn aus der gräßlichen Philisterei auf. Das Blut schoß ihm ins Gesicht.

„Toni!“ Er war sich gar nicht bewußt, daß er die formelle Anrede fallen ließ. „Es ist beinahe unheimlich, wie gut Sie mich kennen. Ja, es ist wahr, alles wahr, was Sie da gesagt haben, ich bin ein schrecklicher Pedant, ein engherziger Egoist, mein Herz war voll Sorgen, voll Vellommenheiten heute morgen, mit Bleigewichten hing sich die einformige Alltagsgewohnheit an meine Seele. Ich sah Sie wohl, Ihr liebes Bild, das lockte und zog mich, aber — mir war es, als trügen meine schweren Glieder mich nicht bis dahin, als...“

Er stockte, seine Stimme brach in einer lange nicht gekannten Bewegung.

„Sehen Sie,“ sagte sie leise und sanft, „daß es doch gut und das Rechte war, als ich mich entschloß, frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, ich glaube wirklich, ich kenne Sie gut — eine rätselhafte Sache bei unsrer kurzen Bekanntschaft —, aber ich kenne Sie nicht so, wie Sie sich da eben malen. In Ihnen steckt wohl unter der philisterhaften Oberfläche allerlei, und — na, kurz und gut — wir sind vernünftige Menschen, die sich nicht kopflos in das Unbekannte stürzen. Sie kennen mich, fürchte ich, weniger. Ich habe mein unbezwingliches Temperament — das hätte schon nicht gepaßt —, ich hätte es nicht ertragen, da in der Dunkelkammer allerlei Schätze einrosten und verstauben zu lassen, die am Tageslicht leuchten sollten, — ich hätte geböhrt und gestört und Ihre Ruhe unablässig angetastet. Und dann“ — sie machte eine leicht abwehrende Bewegung, als er lebhaft den Kopf hob und sprechen wollte — „ich bin auch an meine Freiheit gewöhnt, ein ungemein selbständiges Frauenzimmer, das absolut herrscht innerhalb seiner kleinen Berufssphäre. Wer in meiner Klasse revoltieren wollte, dem sei Gott gnädig!“

Sie war rot geworden und lachte.

Er hatte ihre Hand ergriffen, er preßte seine Lippen darauf, er war mit einem Schlage wie verwandelt. Die düsteren Augen leuchteten, auf seiner Stirn lag ein sonniger Glanz; er beugte sich zu ihr hinüber.

„Toni, wenn wir es dennoch miteinander versuchten? Jetzt ist's kein Kausch, keine Augenblicksstimmung, wir haben beide schwer überlegt. Jedes Ihrer Worte klang wie eine Offenbarung, rührte mit Posaunenton an fest verschlossenen Pforten. Es giebt ja keinen Menschen auf der Welt, der mich kennt und versteht, wie Sie. Ich habe meine Jugend zu früh hinter mich geworfen, hab' niemand gehabt, der mich rüttelte und weckte. Eine große Enttäuschung, eine Treulosigkeit vergiftete meine Jugendjahre, um der einen willen wandte ich mich von allen Frauen ab. Sie sollen die Geschichte später einmal hören, wenn sie Sie interessiert. Weiter habe ich keine Geheimnisse. Aber verdnöchert bin ich und vertrocknet, und wenn Sie — wenn Ihre Liebe — ach, Toni, wie könnten Sie solch einen Geßellen lieben!“

Ihr rollten langsam ein paar Thränen über die Wangen, die sie rasch trocknete. War es möglich, wurde ihr noch eine andre Aufgabe im Leben zugewiesen, als Kinder fremder Leute zu leiten und zu lehren bis zu einem bestimmten Alter, und dann stets von vorne anzufangen — immer nur zu säen, nie zu ernten?

Hier — ein gemeinsames Leben, gleiches Streben, gleiche Interessen, ein fester Halt, eine freudvolle Zukunft.

„Bedenken Sie auch meine Freiheitsliebe, meine Herrschsucht, mein Temperament?“ sagte sie halb lachend, halb mit Thränen kämpfend.

„Wir wollen uns gegenseitig tragen, Rücksicht miteinander haben und — unsre Jugend zurückzaubern!“ rief er leidenschaftlich.

Da lag sie in seinen Armen, jetzt in bewußtem Sichhingeben, unter heiligem Geloben.

Frau Doras Spannung löste sich nun doch befriedigend. Sie fand freilich, daß die beiden Menschen recht lange gebraucht hatten, um sich, nachdem der Brautkuß schon vorangegangen, noch zu einigen, aber es wurde nun doch ein Verlobungsmahl in der Oberförsterei, und die Partie, die Toni noch in ihren späten Jahren machte, war brillant.

„Du brauchst gar keine Aussteuer,“ sagte sie am Nachmittag zur Schwester, „das ist für dich ein großer Vorteil. Da ist alles vollauf. Die alte Neubed hat Koffer voll des schönsten feinsten Binnens aufgestapelt, das Silberzeug soll kostbar sein. Dazu die gediegenen Möbel — an dem Altmodischen müßt du dich nicht stoßen.“

Toni hörte diese Reden mit halbem Ohr, ihr Herz erfüllte ein großes, stilles Glück.

V.

Die Hochzeit wurde auf Ostern festgesetzt, eher konnte sich Toni nicht aus dem Verbande ihrer Schule lösen.

Am Tage vor ihrer Abreise lud der Bräutigam zum Kaffe in seinen Räumen ein, um die Wohnung und die Einrichtung besichtigen zu lassen, die etwa wünschenswerten Ergänzungen zu beraten.

Herr und Frau Oberförster geleiteten die Braut. Neubach empfing seine Gäste an der Treppe und führte Toni sichtlich bewegt in das große Wohnzimmer, das in der Mitte der Wohnung lag, und wo der reich mit Silbergeschirr und Kuchentellern besetzte Kaffeetisch gedeckt war.

Die Thür zu den Nebenzimmern war geöffnet, heute zuerst wieder seit langen

Jahren. Dort hatte Frau Neubach, die Mutter des Hausherrn, gewohnt. Seit Tagen war da gelüftet, gecheuert und poliert worden, was Dörthe unter heißen Thränen beaufsichtigen mußte.

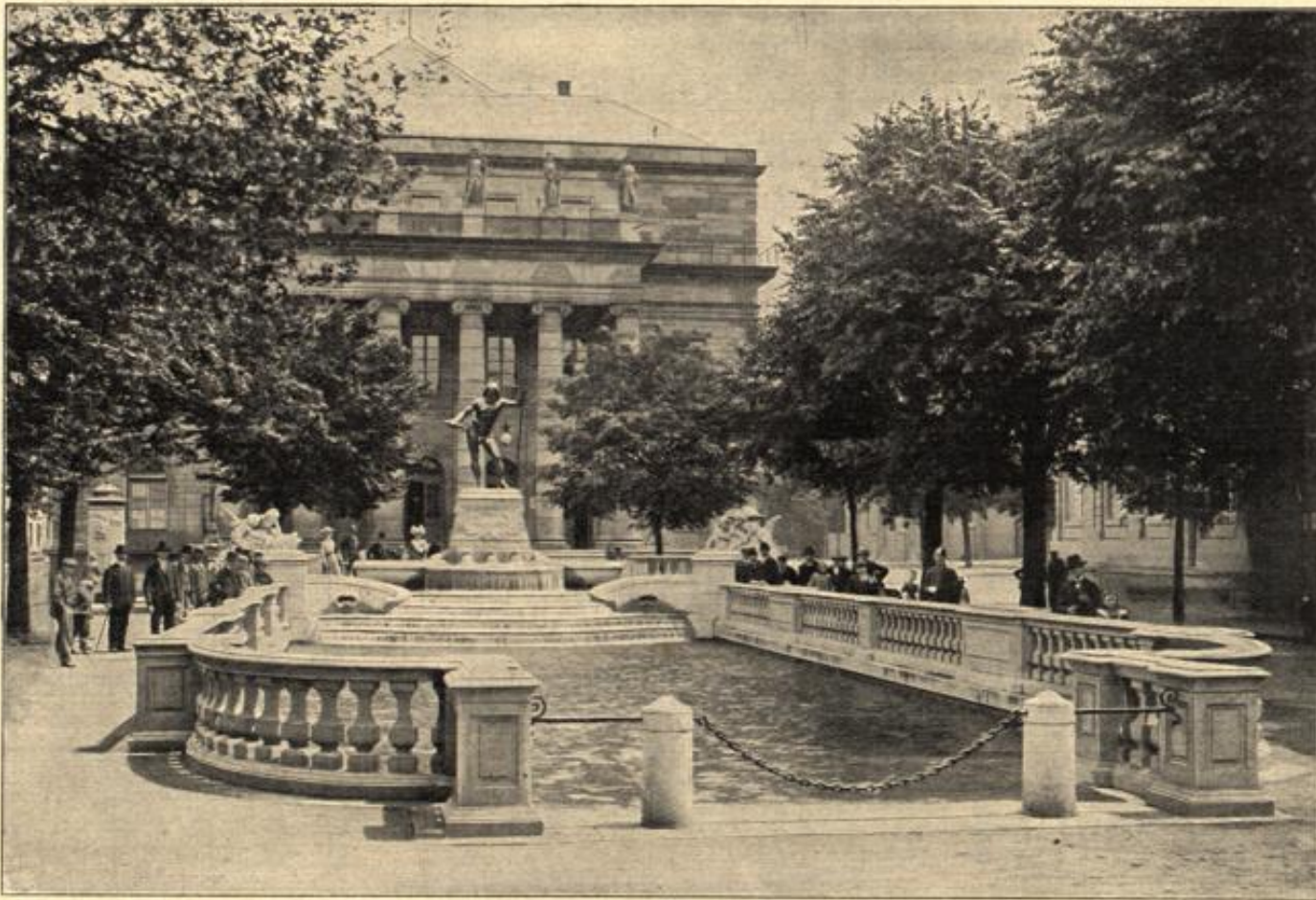
Ja, Dörthe — sie stand da in weißer Schürze und

weißer Haube, mit vom Weinen geschwollenen Augen und einer steinernen Miene. Die schmalen Lippen des alten Mundes waren fest zusammengekniffen, um die spitze Nase lag ein scharfer, böser Zug, und in den grünlichen Augen funkelte es unheimlich.

Daß ihr Herr je noch an eine Heirat denken könne, war ihr nie in den Sinn gekommen.

„Wenn das die Selige wüßte!“ war ihr stetes Lamento; ihre gute selige Herrin hatte hundertmal zu ihr gesagt: „Heiraten thut er nicht mehr, das weiß ich, und darum mußt du bis an dein Lebensende treu für ihn sorgen.“ Und nun...

Auch Ruff hatte böse Tage gehabt. Dörthe hatte es von ihren zahlreichen Zuträgerinnen erfahren, daß er der erste Vermittler zwischen den beiden gewesen war. Mit dem Hund hatte sie angefangen, um den Herrn sich zu kapern. In ihrer Gifftigkeit ließ Dörthe an dem armen Vieh zunächst ihren Unmut aus. Er, der sonst so Verhättselte, bekam manchen Fußtritt und nicht immer feine gewohnte Suppe. Sein Herr war auch zerstreut und nicht wie sonst; Ruff hatte viel in seinem Korb am Ofen ge-



Der neue Monumentalbrunnen in Strassburg. Von Professor Adolf Hildebrand.

Kein freundlicher Willkomm für die künftige Herrin. Dörthe hatte schlimme Tage hinter sich. Seit dem verhängnisvollen Neujahrsmorgen, da ihr Herr und das ganze Haus aus dem Geleise gerieten, war Schlag auf Schlag auf sie eingestürzt.

lauert und unheimliche Betrachtungen angestellt in seiner Hundeseele. Kein Wunder, daß er jetzt schier unsinnig vor Freude sich anstellte, als er sie erblickte, seine Befreierin, die Spenderin des roten Halsbandes und der köstlichen Wurst.



Doktorpromotion einer Dame an der Berliner Universität. Nach einer Skizze von E. Hofang gezeichnet von Adolf Wald.



Argentinische Kakteenbäume. Originalzeichnung von Karl Denike.

Toni, die beklommenen Herzens eingetreten war in diese fremden Räume, die ihr bald Heimat werden sollten, nahm das Tierchen auf den Arm und erwiderte gerührt seine stürmischen Liebesungen.

Ruff bot ihr Willkommen; wie wenig Dörthe das that, begriff sie sofort. Sie bot der Alten freundlich die Hand und sagte ihr ein paar herzliche Worte, aber sie hätte auch zu einem Stein sprechen können, so wenig Wiederhall fand sie.

Ihr Verlobter ignorierte das Verhalten der Alten völlig, wie er es schon während der letzten Tage gethan hatte. Seine Art war, durch Schweigen zu herrschen.

Ruff im linken Arm, ihre Rechte fest in der des Mannes ruhend, der ihr Gefährte für das Leben werden sollte, durchschritt sie die Gemächer, die die Verstorbene bewohnt hatte und in denen sie haufen sollte.

Große Zimmer ganz voll altväterischen Hausrats. Es mochte wohl noch etwas von dem dumpfen Modergeruch, der lange geschlossen gehaltenen Räumen eigen ist, hier zurückgeblieben sein; sie atmete schwer. Der Geist der Frau, die hier in engem Horizont ihr stilles Dasein gelebt, schien jedem Gerät seinen Stempel aufgedrückt zu haben. Da fehlte alles, was das Auge einer modernen Frau erfreut; in den alten eichenen, gebeizten Kommoden tickte der Holzwurm, der breite, gerade Nähtisch beengte den Fensterstuh, das harte, geradlehnige Sofa war sicher nie zum Ruhen benutzt worden, auf den steilen Polsterstühlen saß man so unbequem wie möglich. Gelesen oder geschrieben hatte die Bewohnerin niemals, dem Anschein nach, Bücher und Schreibtisch fehlten.

Toni sagte sich, daß hier völlig umgestaltet werden müsse.

Neubau war ergriffen, sie gewahrte es. Er machte ein paar Bemerkungen über diesen oder jenen Gegenstand, sie bargen sämtlich Erinnerungen für ihn.

„Du hängst an allen diesen Sachen, selbstverständlich“, sagte sie zögernd und sah schüchtern zu ihm auf. „Wir können ja ein einziges Brauchbares behalten und im neuen Arrangement verteilen.“

Er wandte sich jäh zu ihr und sah sie starr an. „Ich denke, das bleibt hier jedenfalls, so wie es ist“, sagte er. „Brauchbar für eine Frau ist das doch alles, und — wenn ich dann hier bei dir eintrete, finde ich dich in der heimeligen Umgebung.“

Seine Stimme war leiser und weicher geworden. Sie begriff und erschrak. Sie zwang ihr rebellisches Aufstöhnen nieder, sie mußte zunächst seine vorgefaßten Meinungen respektieren; allmählich erst konnte ihr Einfluß sich geltend machen. Aber eine große Bangigkeit mischte sich in ihre Gefühle.

„Meinen Schreibtisch und meine Bücher darf ich doch hereinbringen?“ entgegnete sie unter Zuckeln.

Er drückte ihre Hand fester. „Verstehe mich nicht falsch“, bat er.

Nein, sie verstand ihn nicht falsch, sie wurde immer hellsehender.

Etwas freier atmete sie, als sie in seine Zimmer drüben trat. Zwischen dem Wohnzimmer und seinem Wohngemach war ein Kabinett, das eine erlesene Bibliothek enthielt, große Regale, mit Bänden von oben bis unten gefüllt. Sie musterte flüchtig die Titel auf den Rücken.

Werke über Nationalökonomie, über Erfindungen, daneben eine zahlreiche Geschichtslitteratur, Biographien berühmter Männer.

„Hier mußt du mich zuweilen dulden“, meinte sie, „hier heimelt es mich sehr an.“

„Gern, aber da ist wenig für Frauengeschmack; meine Mutter las gar nicht, sie hielt das für verderblich für weibliche Gehirne.“

„Sie hat ja auch das moderne Geschlecht nicht mehr kennen gelernt.“

„Na, zu dem gehörst du ja gottlob nicht“, entgegnete er in bestimmtem Ton.

„Was weißt du von mir, Lieber?“ bemerkte sie mit einem Anflug von Melancholie. „Wenn ich nun allerlei Reigungen entwickle, die dir grundfatale sind?“

„Ich gebe Freiheit, Toni, uneingeschränkte, und fordere sie gleichfalls für mich.“

Sie traten zu den andern in das Wohnzimmer, wo Frau Dora den atlassglänzenden Damast des feinen Tischtuches bewunderte.

„Ich werde den Damen später die Schlüssel zu den Vinnen- und Garderobeschränken überantworten“, sagte der Hausherr. „Sie werden die Inspizierung, am besten allein besorgen.“

Wie artig und statlich erschien er in seinen eignen Räumen; seine ruhige, feste Art imponierte allen.

Dörthe schenkte mit mürrischem Gesicht den Kaffee ein, Toni ignorierte ihre Miene ebenso wie ihr Verlobter.

Beim Scheiden — es war ein Abschied für lange Zeit, denn morgen reiste Toni — wagte sie ein Wort über Dörthe.

„Wie denkst du darüber, Johannes? Die Alte — mir ist es vollkommen begreiflich — findet sich schwer

in eine Stellung unter einer neuen Herrin. Könnte man sie nicht anderswo versorgen und ihr solche harte Aufgabe ersparen?“

Er richtete sich straff auf. „Sie ist mir das Vermächtnis der Mutter, du kannst dich da nicht hineinreden, nie könnte ich sie von mir lassen!“

Toni zuckte die Achseln. „Hältst du es für möglich, daß ich Herrin werde im Hause bei solcher Dienerin?“

„Warum nicht?“ Sein Ton klang leicht gereizt. „Ich bin allezeit Herr geblieben, ihre Albernheiten bemerkt man nicht.“

Tonis Herz schlug nicht leicht heut abend. Schwere Aufgaben erwuchsen ihr in dem neuen Leben, das erkannte sie hell genug. Und nachdem sie noch Stunden hindurch der Schwester Enthusiasmus über die brillante Partie, die sie machte, über all die Schätze, die im Hause ihres Zukünftigen aufgespeichert waren, angehört, stand vor ihren Augen, als sie sich zum Schlafen auf ihr Lager streckte, das Wohnzimmer der toten Schwiegermutter, die Ausprägung ihrer engen Persönlichkeit.

Und das neue Glück nahm diesen Charakter an und schrumpfte zusammen. Schwer wie ein Alpdruck legte es sich ihr auf die Brust. (Fortsetzung folgt.)

Die Fortschritte der Beleuchtungsindustrie.

Technische Rundschau

von

Fr. Regensberg.

Raum zwei Jahrzehnte sind verflossen, seit mit der Einführung der vervollkommenen elektrischen Vogen- und Glühlampe in den allgemeinen Gebrauch das elektrische Licht seinen Siegeszug durch alle Länder antrat. Die Leuchtgasindustrie wurde dadurch zu vermehrten Anstrengungen angespornt und eine neue Epoche des gesamten Beleuchtungswesens herbeigeführt. Ganz gewaltige Fortschritte wurden erzielt und innerhalb weniger Jahre mehr vollbracht als vorher in Jahrtausenden. Allein immer noch erschallt der Ruf nach „Mehr Licht!“, denn man ist nun erst recht lichthungrig geworden, seitdem die Erkenntnis sich verbreitet hat, daß die Beleuchtungsfrage zugleich eine Kulturfrage ist. Ohne Zweifel werden diese Wünsche auch über kurz oder lang Befriedigung finden, denn wir haben es bei allen neueren Erscheinungen im Bereich der Beleuchtungstechnik nicht mit Geschenken des Zufalls zu thun, sondern mit unmittelbaren Folgerungen aus physikalischen Gesetzen, und kaum auf irgend einem andern Gebiete ist die wissenschaftliche Technik in solchem Grade die Lehrmeisterin der Praxis wie auf diesem.

Was nun bis zur Gegenwart bereits erzielt und geleistet wurde, einem großen Leserkreise unter hauptsächlichster Berücksichtigung der neuesten Fortschritte übersichtlich vorzuführen, ist der Zweck der nachstehenden Darstellung. Sie beginnt mit der Gasindustrie, einschließlich der Acetylenbeleuchtung, und wendet sich dann den Vervollkommenheiten der elektrischen Beleuchtung zu, um mit einem Ausblick in die Zukunft zu schließen.

Anfangs der achtziger Jahre war es, als — wie oben bemerkt — die Konkurrenzfurcht vor dem elektrischen Licht wichtige Entdeckungen im Bereich der Beleuchtungstechnik zeitigte. Die Gasfachmänner konnten sich für den Augenblick wohl noch mit dem Gedanken beruhigen, daß das elektrische Vogen- wie Glühlicht noch viel zu teuer sei, um das Gas verdrängen zu können; sie mußten sich aber darauf gefaßt machen, daß, sowie sich dies Verhältnis änderte, die unübertroffenen Vorzüge des elektrischen Lichtes bald den Sieg davontragen würden. Es galt also, diese Frist auszunutzen, um einen neuen Vorsprung zu gewinnen, den Preis des Gases zu verbilligen (namentlich für das Ruhgas zum Kochen und Heizen, wie für Motoren), zugleich seine Verwendbarkeit möglichst zu steigern und besonders eine dem elektrischen Licht nahe kommende Helligkeit zu erzielen.

Zuerst hatte man eine Verbesserung der Gasbeleuchtung durch vervollkommnete Brenner angestrebt und mit den Argandbrennern auch ein befriedigendes Ergebnis erzielt. Bei der Regenerativlampe von Friedrich Siemens in Dresden (1878) erhielt man dadurch ein intensiveres Licht, indem man das Gas oder die zum Brennen nötige Luft oder auch beide entsprechend vorwärmte. Immer noch ging indessen eine unverhältnismäßige Menge von Energie durch die mit der Lichtspendung verbundene Wärmeentwicklung verloren (mitunter bis 98 Prozent); dieser Uebelstand wurde erst bei dem Auer'schen Glühlicht (bis auf 88 Prozent) vermindert, das der Gasindustrie den Wettbewerb mit der elektrischen Beleuchtung wieder ermöglichte. Diese Erfindung des österreichischen Chemikers Dr. Karl Freiherrn Auer von Welsbach — diesen Titel hat ihm Kaiser Franz Joseph verliehen — bildete nicht nur den wirksamsten Gegenstoß gegenüber den Elektro-

techniken, sondern es wurde damit auch ein neues Prinzip der Flammenbeleuchtung in die Praxis eingeführt. Sonst bildet bei der Flamme der zum Glühen gebrachte, fein verteilte Kohlenstoff das leuchtende Agens, während hier zunächst der Kohlenstoff des Brennmateri als, das Leuchtgas, möglichst vollständig verbrannt wird, um eine sehr heiße, jedoch nicht leuchtende Flamme zu erzielen. In diese bringt man nun einen außerordentlich porösen Körper, den Glühstrumpf, dessen Röhrensystem aus Substanzen von besonders hoher Leuchtbarkeit (Lösungen von salpetersaurem Thorium und Cerium) besteht, hinein. Sobald er durch die Gasflamme bis zur Weißglut erhitzt ist, strahlt er das bekannte glänzende Licht aus. Seitdem mit dem Erlöschen des entscheidenden Thor- und Ceripatents der österreichischen Auer-Gesellschaft die Glühstrümpfe so bedeutend billiger geworden sind, hat die Benützung des Glühlichts eine ungemeine Verbreitung gewonnen. Es stellt nicht nur eine erhebliche Verbilligung gegenüber dem elektrischen Licht, sondern auch gegenüber der früheren Gasbeleuchtung dar, durch den Minderverbrauch an Gas um ein Drittel und die Erhöhung der Leuchtkraft um das Dreifache, bei Verminderung der früher so lästigen Hitze.

Indem man den Glühkörper in die heiße, nicht leuchtende Weingeistflamme brachte, entstand die Spiritusglühlampe, die trotz ihres prachtvollen Lichtes sich nicht einbürgern konnte, weil zunächst eine Flamme als Vorwärmung angezündet werden mußte, um die erforderliche Vergasung des Spiritus zu besorgen. Eine neue, von Ingenieur Aichner erfundene Lampe vermeidet diesen Uebelstand. Auch mit Benzin- und Petroleumglühlampen wurden bereits Versuche gemacht. Das Washington-Licht ist z. B. ein neues Petroleumglühlicht, das ohne Docht unter Luftdruck brennt; es ist beliebig transportabel, völlig gefahrlos und soll bei hoher Leuchtkraft sehr billig sein. Nicht mehr neu ist die Verwendung der Preßluft in der Gasglühlampe, aber erst vor kurzem gelang es, die Uebelstände zu beseitigen, die früher ihre praktische Verwendbarkeit beeinträchtigten. Das neue Preßgaslicht, auch Kugel- oder Millenniumlicht, ermöglicht nicht nur eine weitere Verbilligung des Gasglühlichts, sondern bietet auch den Vorteil erhöhter Leuchtkraft und größerer Lichtleistung (Brenner von 120 bis 1000 Kerzenstärken) bei gefahrloser Anwendung und einfacher Erzeugung. Dies System bringt durch beträchtliche Druckerhöhung des Gases größere, starkwandige Glühkörper zu besonders hellem Leuchten; das Gas tritt unter einem Druck von anderthalb Atmosphären aus einem besonderen Brenner, in dem es mit Luft vermischt unter hoher Temperatur verbrennt. Bei der Gasglühlucht-Intensivlampe, auch Lukaslampe genannt, wird durch Anwendung eines besonders konstruierten Zughlinders über dem Brenner unter Anwendung hinreichend großer Glühstrümpfe eine dem elektrischen Vogenlicht nahekommende Helligkeit (bei billigerem Betrieb) erzeugt. Man rühmt auch die Heliophorlampen mit besonderem Brenner und Zylinder, der Sparregulator ermöglicht das Aufschrauben dieser Lampe auf jeden beliebigen Gasarm.

Ungeheures Aufsehen erregte es, als auf dem Plan, wo elektrische und Gasbeleuchtung um den Vorrang stritten, plötzlich ein dritter Kämpfer auftauchte: das Acetylen, dessen in freier Luft verbranntes Gas einen so schönen und hellen Glanz lieferte, daß man es im ersten Eifer sofort zum „Licht der Zukunft“ erklärte. Das Acetylen ist ein sehr kohlenstoffreicher Kohlenwasserstoff, den man durch die einfache Zersetzung des im elektrischen Ofen aus Kalk und Kohle zusammen-geschmolzenen Calciumcarbid mit Wasser erhält; Herstellung und Verwendung des Acetylen-gases hat bereits eine sehr bedeutende Industrie ins Leben gerufen. Unstreitig bietet die Acetylen-gasbeleuchtung den Vorteil vor allen andern Methoden, daß sie ohne alle Umstände, ohne Zentralanlagen, Leitungen u. s. w. ein so starkes und zugleich angenehmes Licht gewährt, wie es sonst nur durch komplizierte Einrichtungen und teure Anlagen zu gewinnen ist. Ganz besonders eignet sie sich für kleinere Städte und den Gebrauch auf dem Lande, wo der Bau elektrischer Zentralen nicht lohnt, sowie für Eisenbahnwagen. Die Verbreitung dieser so viele Vorzüge bietenden neuen Beleuchtung wurde gehemmt, als bei den ersten, ziemlich unvorsichtigen Versuchen zahlreiche Explosionen stattfanden, zumal auch die anfänglichen Anlagen noch mancherlei Uebelstände aufwiesen. Diese sind jetzt behoben, und bei den neuen vervollkommenen Apparaten, z. B. denen der Gasindustrie Uim, giebt es keine Explosionsgefahr mehr; seitdem ist die Acetylen-industrie wieder im Aufschwung begriffen.

Indem wir uns nun den Fortschritten der elektrischen Beleuchtung zuwenden, finden wir darunter sowohl Verbesserungen der Vogenlampe wie des Glühlichts vertreten. Bei der gewöhnlichen Vogenlampe ist der Hauptnachteil der, daß bei der üblichen Betriebsspannung der Zentralen von 110 Volt ein bedeutender Betrag von elektrischer Energie verloren geht, weil die Lampe bei einer Spannung von etwa 33 bis 35 Volt am besten brennt. Zur Behebung dieses Uebelstandes

vereinigte man zunächst drei einzelne Bogenlampen zu einem Stromkreis, mußte hierbei aber die drei verbundenen Lampen stets zugleich in Betrieb setzen, auch wenn man nur eine nötig hatte. Man suchte daher lieber die einzelne Lampe zu verbessern und konstruierte eine doppelte Bogenlampe mit zwei Lichtbogen unter einer Glasglocke, die indessen auch die elektrische Spannung nicht völlig ausnützte. Dies geschieht bei einer neuen Bogenlampe mit drei in Dreiecksform angeordneten Lichtbogen, die sich besonders zur Beleuchtung eines großen Raumes mittels einer einzigen Lichtquelle (für große Säle, Gärten u. s. w.) empfiehlt.

Einen bedeutenden Fortschritt stellt die von H. Bremer in Reheim an der Ruhr konstruierte Bremer-Bogenlampe dar, bei der Kohlenstäbe mit einem Zusatz (etwa 20 Prozent) nichtleitender Metallsalze — Fluorcalcium mit etwas Borax — verwendet werden, die ein erheblich stärkeres Licht von eigentümlich gelb-roter Farbe ausstrahlen. Die Kohlenstäbe sind V-förmig angeordnet; zwischen ihren abwärts gerichteten Spitzen bildet sich der strahlende Lichtbogen in Form eines Halbmondes, der mit der größeren Stromstärke zu- und mit der schwächeren abnimmt. Dadurch kann man das Licht regulieren; außerdem werden die Stäbe durch ihr eignes Gewicht in Verbindung mit einem Zusatzgewicht allmählich vorgeschoben und auf diese Weise ein stets gleichmäßig ruhiges Brennen der Lampe gesichert. Sie soll bei gleichem Stromverbrauch die dreifache Lichtstärke der gewöhnlichen Bogenlampe ergeben; vermöge ihrer vorwiegend roten Strahlen bietet sie eine vorzüglich für Leuchttürme und Scheinwerfer geeignete Lichtquelle. In ähnlicher Weise erhalten bei den sogenannten Effektbogenlampen der Firma Siemens & Halske die Kohlenstäbe Zusätze von Mineralien zur Erzielung einer größeren Lichtstärke.

Die Quecksilberbogenlampe des Berliner Physikers Dr. Arons ist von dem amerikanischen Ingenieur P. Cooper Hewitt verbessert worden. Seine Quecksilberdampflampen bestehen aus Glasröhren, mit Quecksilberdampf gefüllt, durch den der elektrische Strom hindurchgeleitet wird. Das eine Ende der Röhre ist mit Eisen verschlossen, das als positive Elektrode (so nennt man die Enden der Stromzuführenden Leiter) dient, das andere kugelförmige oder birnförmige Ende enthält Quecksilber als negative Elektrode. Man kann diese Lampen direkt an die gewöhnlichen Beleuchtungskabel anschließen; den Mangel an roten Strahlen bei der Arons-Lampe, die überwiegend blaue und grüne erzeugte, will Hewitt durch Beigabe geringer Mengen eines Gases, z. B. von Stickstoff zum Quecksilber, ausgeglichen haben.

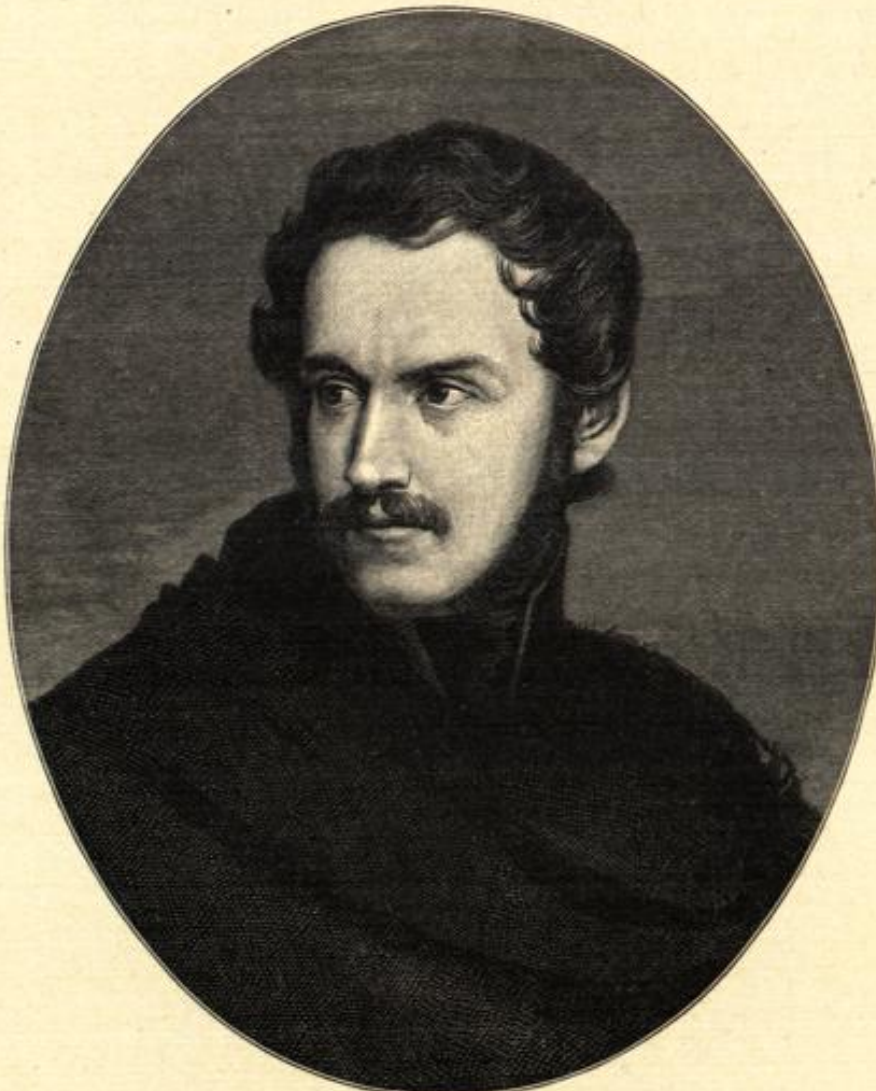
Zu den sogenannten Dauerbogenlampen gehört die von Rosenmeyer in Köln konstruierte Regina-Bogenlampe, bei der sich die Kohlenstifte so langsam verzehren, daß ein Paar für 160 bis 200 Brennstunden genügt. Der Verbrauch von elektrischer Energie soll geringer sein als bei den gewöhnlichen Bogenlampen; besonders günstig ist die Lichtverteilung wegen der größeren Länge des Lichtbogens, und man erzielt dadurch auch bei geringer Entfernung der Lampe vom Boden gleichmäßige Helligkeit. Ferner hat die Lampe einen sehr einfachen Reguliermechanismus; ihr Licht ist reich an chemisch wirksamen Strahlen, so daß es besonders geeignet ist für photographische Zwecke und die Herstellung von Pausen.

Unter den Verbesserungen des elektrischen Glühlichts steht die Kernst-Lampe obenan, die eine der Elektrizität bisher fehlende Lichtquelle von mittlerer Intensität bietet, besonders geeignet als Ersatz für Gruppen von Glühlampen und für kleine Bogenlampen. Der Erfinder, Professor Kernst-Göttingen, wurde zu seinen Versuchen durch Auer's Herstellung seiner Glühkörper aus einem Gemisch sogen. seltener Erden angeregt. Bei der alten elektrischen Glühlampe wird ein Kohlenfaden in Weißglut versetzt, wobei jedoch von der zugeführten elektrischen Energie nur 3 Prozent in Licht umgesetzt werden, während die übrigen 97 Prozent nutzlos, größtenteils in Wärme verloren gehen. Von einer Verwendung der Kohle sah Kernst nun völlig ab; er benutzte die von ihm entdeckten elektrolytischen Glühkörper, die bedeutend mehr Licht gewähren, zuerst Mischungen von Magnesia mit feuerfestem Thon, später von Yttrium und verwandten Stoffen in Form kleiner

Stäbchen. Diese werden vom Sauerstoff der Luft nicht angegriffen, sie sind fast unverbrennlich, und deswegen ist es nicht nötig, die Birne oder Glocke, die sie umschließt, vorher luftleer zu machen wie bei dem leicht verbrennlichen Kohlenfaden. In kaltem Zustande leiten diese Körper den elektrischen Strom jedoch nicht; erhitzt erst werden sie zu Leitern und strahlen in Weißglut ein außerordentlich helles und dabei doch mildes Licht aus, wobei die Energieausnutzung ungleich höher als bei der alten Glühlampe ist. Für eine einzelne Lampe von 25 Kerzenstärke genügt die Vorwärmung mit einem Streichholz; handelt es sich um das gleichzeitige Anzünden einer größeren Anzahl von Lampen, so benutzt man die vom Assistenten des Erfinders, Dr. Ochs, konstruierten Glühkörper (Platinadrähtchen in Porzellanhülle), die in Berührung mit dem Stäbchen gleich diesem in den Strom eingeschaltet sind. Der Stromverbrauch bei der Kernst-Lampe beträgt nur die Hälfte einer gewöhnlichen Glühlampe; ihre Herstellungskosten sind ungleich billiger als die der Glühlampen, denen sie äußerlich ähnlich sehen; voraus haben sie endlich noch die Möglichkeit der Anwendung hoher Kerzenstärken (bis zu 100) in einer Lampe.

eintreten. Die Natur selbst zeigt aber, daß es dennoch möglich ist, Licht ohne solche Wärmeverwendung hervorzubringen, nämlich in den Phosphoreszenzerscheinungen, zumal wo sie bei lebenden Wesen — Leuchtstäben u. s. w. — auftreten und von diesen beliebig hervorgerufen werden können. Diesem Winke folgt Professor Dubois in Paris mit seinem „lebendigen Licht“ von massenhaft gezüchteten Bakterien, die phosphoreszierendes Licht ausstrahlen.

Das „kalte Licht“, wobei die zur Erzeugung angewendete Kraft völlig in Licht ohne die Nebenform der Wärme umgewandelt wird, ist das wahre „Licht der Zukunft“, und schon sind Erfinder und Techniker seit Jahren am Werke, solches herzustellen. Wir dürfen wohl erwarten, daß auch dies größte Problem der Elektrotechnik eines Tages gelöst werden wird, und die Versuche von Tesla und Moore sind zweifellos sehr wichtige Vorarbeiten dazu. Tesla bringt bekanntlich durch seine Hochspannungsströme (Wechselströme von 50 000 Volt und darüber, mit 100 000 und mehr Wechseln in der Sekunde) Geißler- und Hittorf-Röhren ohne Vermittlung irgend welcher Leitungen zum Glühen und erzeugt prachtvolle Farbenercheinungen. Auch Moore erzielt auf ähnliche Weise ein „kaltes Licht“ von hoher Stärke und ohne jede Wärmeeentwicklung. Die Annahme ist somit wohl nicht zu kühn, daß es mit der Zeit gelingen wird, die technischen Schwierigkeiten völlig zu besiegen, mit denen die Hervorbringung und Behandlung dieser merkwürdigen elektrischen Vibrationen gegenwärtig noch zu kämpfen hat.



Nikolaus Lenau,

zu seinem hundertsten Geburtstag (13. August 1902).

Zum hundertsten Geburtstage Nikolaus Lenaus.

Vor hundert Jahren, am 13. August 1802, wurde Nikolaus Franz Niembsch Edler von Strehlenau, der als Dichter unter dem Namen Nikolaus Lenau unsterblich werden sollte, zu Eszarád im Banat als Sohn eines deutsch-slavonischen Vaters und einer deutsch-ungarischen Mutter geboren. Er studierte in Wien zuerst Rechtswissenschaft, dann Medizin, ohne sich zu einer strengen Berufstätigkeit entschließen zu können. Schon früh begann er zu dichten; 1831 kam er nach Stuttgart und trat zu den schwäbischen Dichtern Uhland, Kerner, Gustav Schwab, Karl Mayer, Gustav Pfister und Alexander Graf von Württemberg in freundschaftliche Beziehungen. Im nächsten Jahre erschienen seine „Gedichte“, die ihn durch ihren Wohlklang und seine tief sinnige Auffassung des Naturlebens mit einem Schlage berühmt machten, und denen er 1838 „Neuere Gedichte“ folgen ließ. Der moderne Welt Schmerz erhielt in ihm seinen klassiker, und zweifellos ist er der größte elegische Dichter, den das deutsche Schrifttum bisher aufzuweisen hat. Eine ganz andere Richtung zur Gedanken- oder philosophischen Tendenzdichtung schlug Lenau in drei größeren Dichtungen ein, in seinem episch-dramatischen „Faust“, dem mythischen Romanzenepos „Savonarola“ und den von skeptischerem Geiste durchwehten „Abigensern“. Unvollendet blieb das Epos „Jiska“; seinen dichterischen Nachlaß mit dem „Don Juan“ gab Anastasius Grün heraus. — Bald nach seinem ersten

In den Wettbewerb mit der Kernst-Lampe soll die Auer'sche Osmiumglühlampe treten, die anstatt des Kohlenfadens einen Osmiumfaden von außerordentlicher Feinheit aufweist. Osmium, das in der Natur meist in Gegenwart von Platin gefunden wird, ist das am schwersten schmelzbare Metall und eignet sich deswegen besonders gut für einen derartigen Ersatz. Auch Edison hat eine neue Glühlampe erfunden, für die er einen verbesserten Glühfaden von hohem Widerstande zur Benutzung von hochgespannten Strömen verwendet. Dieser besteht aus einer besonderen Mischung von Oxyden seltener Erdmetalle, ist nicht leitend, porös und außerordentlich widerstandsfähig. Zwischen vereinzelten Kohlenpartikeln, die der Mischung eingelegt sind, bilden sich die elektrischen Funken, die durch den hochgespannten Strom erzeugt werden, der, von Kohlentheilchen zu Kohlentheilchen gehend, die Faser in der luftleeren Röhre rasch zum Glühen bringt.

Selbst bei den neuesten Verbesserungen, die völlig zu erschöpfen uns der Raum fehlt, sind jedoch immer noch sehr erhebliche Energieverluste und Nachteile vorhanden durch Erzeugung überflüssiger Wärme, die als Kraftvergeudung das Licht verteuert. Nur mittels des Durchgangs durch die niedrigen Wärmegrade vermögen wir zu jenen hohen Temperaturen zu gelangen, bei denen die vom Auge als Licht empfundenen Äthererschwingungen

Stuttgarter Aufenthalt hatte den Dichter die damals in der Luft liegende „Europamüdigkeit“ erfasst; er ging 1832 nach Amerika, um sich dort anzusiedeln, kehrte aber bereits nach einem Jahre enttäuscht und unbefriedigt wieder zurück. Im Juli 1833 traf er in Stuttgart ein, wo er im Hause des Hofrats Georg von Reinbeck ein zweites Heim fand. Dessen Gattin, die künstlerisch begabte Emilie, war ihm eine mütterliche Freundin; mehrere seiner Gedichte, „An einen Baum“ und „Der Greis“ (siehe das Bild auf Seite 613) sind an ihren von ihm hochverehrten Vater, den alten Geheimrat August Hartmann, gerichtet. Doch nicht lange litt es den Ruhelosen bei den Freunden in Schwaben; er ging nach Oesterreich zurück und traf im Oktober über Gmund in Wien ein. Immer tiefer versank er in Melancholie und wurde immer häufiger von körperlichen Leiden und heftigen Gemütsbewegungen heimgejagt. Nirgends fand er Ruhe, weilte bald in München oder Wien, bald in Jöchl oder Stuttgart. In der schwäbischen Hauptstadt wurde der Unglückliche im Oktober 1844, als er gerade im Begriff stand, nach Frankfurt a. M. abzureisen, um sich dort mit Marie Behrends zu verheiraten, von einem Nervenschlag getroffen. Bald darauf verfiel er in Wahnsinn, der durch seine hoffnungslose Leidenschaft zu Sophie von Löwenthal vorbereitet war. Er wurde zunächst in die Heilanstalt Winnenthal, von da 1847 nach Oberdöbling bei Wien gebracht, wo er am 22. August 1850 nach drei Jahren völlig unmaechten Scheinlebens gestorben ist.



Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz. Originalzeichnung von Erwin Pendl.



Der Greis

Gedicht von Nikolaus Lenau, illustriert von R. E. Kepler.

Durch Blüten winket der Abendstern,
Ein Lüftchen spielt im Gezweige;
Der Greis genießt im Garten so gern
Des Tages süße Reize.

Dort seine Enkel, sie jagen frisch
Im Grase hin und wieder;
Die Vöglein singen im Gebüsch
Nun ihre Schummerlieder.

Es lieben Kinder und Vögelein —
Die Glücklichen auf Erden! —
Bevor sie abends schlafen ein,
Noch einmal laut zu werden.

Da schlängelt der schnelle Kinderkreis
Sich blühend durch blühende Bäume,
Sie gaukeln um den stillen Greis
Wie selige Jugendträume.

Sein Auge folgt am Wiesenplan
Der Unschuld fröhlichen Streichen;
Da jauchzt ein Knabe zu ihm heran,
Ihm eine Blume zu reichen.

Der Alte nimmt sie lächelnd hin
Und streichelt den schönen Jungen,
Und will lieblosend ihn näher ziehn;
Der aber ist wieder entsprungen.

Und wie der Greis nun die Blume hält
Und ansieht immer genauer,
Ihn ernstes Sinnen überfällt,
Halb Freud', und milde Trauer.

Er hält die Blume so inniglich,
Die ihm das Kind erkoren,
Als hätte seine Seele sich
Ganz in die Blume verloren.

Als fühlt' er sich gar nah verwandt
Der Blume, erdensprossig,
Als hätte die Blum' ihn leise genannt
Ihren lieben, trauten Genossen.

Schon spürt er im Innern keinen wohl
Das stille Pflanzenleben,
Das bald aus seinem Hügel soll
In Blumen sich erheben.

Der neue Monumentalbrunnen in Straßburg.

(Bild S. 608.)

Auf dem Platze vor dem Stadttheater in Straßburg ist ein herrlicher Monumentalbrunnen enthüllt worden, eine Schöpfung des in Florenz lebenden Bildhauers Professor Adolf Hildebrand. Auf einer von einer Balustrade umgebenen Terrasse, zu der von drei Seiten Stufen emporführen, ruht das fleblattförmige Brunnenbecken, in dessen Mitte auf wuchtigem Sockel die Figur des Rheines steht. Keinen greifenhaften Vater Rhein hat der Künstler geschaffen, auch keinen theatralisch posierenden Fluhgott, vielmehr einen humorvollen Wassergeist mit fröhlichem Gesicht, triefendem Haar und kurzem Bart. Als ob ihm der feste Boden ein ungewohntes Element wäre, stützt er sich auf einen Schifferhaken, mit der Rechten einen Fisch darbietend. Das aus ganz groß behandelten, am Fuß des Sockels angebrachten Fischmäulern sprudelnde Wasser fällt über den Rand des vorderen Brunnenbeckens über Stufen in ein etwa 20 Meter langes Bassin. Als Hintergrund dient dem Kunstwerk die breite Freitreppe und der von ionischen Säulen getragene Vorbau des Stadttheaters.

Ein ungeführtes Verbrechen.

Aus den Erinnerungen eines Detektivs

von

Emil Wader.

Draußen plätscherte in einförmiger Langeweile der Regen nieder. Immer dasselbe monotone Geräusch, wie die einzelnen Tropfen, vom Winde getrieben, gegen das Fenster anschlugen oder wie sie mit einem kurzen Gurgeln sich mit dem Wasser der Pfützen vermengten, die sich im Straßenniveau gebildet hatten.

„An so einem Tage ist es gut, Dienst zu halten, wenn nichts Besonderes passiert und man nicht hinaus muß in dieses Hundewetter!“ sagte Detektiv Meigner zu seinem Kollegen Riedl, der sich für diese Nacht mit ihm in den Dienst der Kriminalpolizei teilte. Und damit nahm er die Karten wieder auf, die durch einen wohl schon monatelangen Gebrauch von ihrer Grundfarbe das meiste eingebüßt hatten, mischte sie durcheinander und begann für sich und seinen Partner ein neues Spiel zu teilen.

„Es ist schon sieben Uhr!“ erwiderte Detektiv Riedl. „Der Scharner ist schon zwei Stunden weg, er wird nicht schlecht brummen, daß gerade ihn die Erhebungstour treffen mußte!“

Noch bevor dieser Satz ausgesprochen war, trat auch schon Detektiv Scharner ein. Er war der dritte, den für diesen Abend die Tour getroffen hatte, im Polizeidirektionsgebäude Permanenzdienst zu halten, und infolge einer von einem auswärtigen Kommissariat eingelaufenen Zirkulardepesche hatte er auf Recherche gehen müssen. Die Prophezeiung Riedls, daß Scharner diese Unannehmlichkeit nicht so ruhig hinnehmen werde, traf auch richtig ein. Kaum hatte er das Zimmer betreten, ließ er seinen Bohn an seinen im Trockenen gebliebenen Kollegen aus, indem er sich wie ein dem Wasser entstiegener Pudel schüttelte und dadurch einen Sprühregen über die beiden andern Polizeianten niederrieseln ließ.

„Da soll man noch Lust und Liebe zum Dienst haben!“ ließ er sich brummend vernehmen. „Wegen jeder Kleinigkeit wird man herumgekehrt, hinausgejagt in solch einem Wetter, und schließlich stellt sich heraus, was ich gleich von Anfang an gesagt habe, daß an einer solchen Sache nichts daran ist!“

„Nicht schimpfen, Scharner!“ suchte Meigner seinen Kollegen zu beruhigen. „Ich habe hier ein Mittel in der Tasche, das dich sofort alle Unannehmlichkeiten vergessen machen kann. Ein Brief, den ein junger Bursche vor etwa einer Stunde gebracht hat. Die Adresse ist an dich gerichtet, es ist eine Weiberschrift,

und ich will wetten, der Brief ist von einem Mädchen, dem du wieder einmal den Kopf verdreht und ewige Liebe geschworen hast!“

Scharner strich sich seinen braunen Schnurrbart in die Höhe und öffnete dann langsam das Couvert des Briefes. Rasch hatte er die wenigen Zeilen überflogen, doch hastig warf er den Brief zur Erde und sagte halblaut, mehr zu sich selbst: „Aber nicht einmal bei einem Morde rühre ich mich heute noch aus dem Hause!“ Damit hatte er sich auch schon der nassen Schuhe entledigt und streckte sich behaglich auf das Dienstbett. Von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafert von dem gleichmäßigen Tictack der Wanduhr, von dem Plätschern des Regens und betäubt von dem Tabakqualm und Bierdunst, die die Augenlider niederdrückten, schlief er alsbald ein.

Detektiv Meigner hob den Brief vom Boden auf, und neugierig, wie Polizisten schon einmal sind, konnte er nicht umhin, einen Blick hineinzuwerfen. Der an Scharner gerichtete Brief war keine Liebesepistel, sondern die „Stein-Kathl“ hatte dieses Schreiben an den Polizeianten gerichtet und bat ihn in demselben, sie zuverlässig noch am Abend in ihrer Wohnung an der Brigittenauerlande zu besuchen, da sie ihm eine wichtige Mitteilung zu machen habe, die sie nicht dem Papier anvertrauen könne.

„Es ist doch sehr leichtsinnig von Scharner, daß er nicht hingegangen ist!“ sagte Detektiv Meigner, legte den Brief zusammen und schob ihn in die Rocktasche seines schon fest schlafenden Kollegen.

Die „Stein-Kathl“ war eine polizeibekannte Person, eine raffinierte Schwindlerin und Diebin, die schon mehrere Jahre hinter Kerkermauern verbracht hatte und in der männlichen Verbrecherwelt, aus der sie sich ihre zeitweiligen Verehrer holte, ein ziemlich angesehenes Genos.

Wenn sie an Scharner schreibt, daß sie ihm eine wichtige Mitteilung zu machen hätte, so kann es sich nur um ein geplantes Verbrechen handeln, das die „Stein-Kathl“ aus Gott weiß was für Gründen verhindern oder abgeben will!“ monologisierte Meigner weiter. „Doch das hat der Scharner mit sich selbst auszumachen!“ Damit beruhigte er wieder sein Gewissen, trank den Rest seines Weinglases aus und suchte es sich ebenfalls auf dem harten Bette so bequem als möglich zu machen.

Der Regen hatte im Laufe der Nacht nachgelassen und schließlich ganz aufgehört. Starke Windstöße rissen den dunkeln Wolkenschleier auseinander und trieben die Wolken ostwärts; der Wind trocknete bis zum Morgen Gassen und Straßen aus, so daß alles blank geglättet und reinlich gepuht schien, als die Sonne aus azurblauer Höhe in den herrlichen Frühlingstag strahlte.

Detektiv Scharner war der erste, der sich den Schlaf aus den Augen rieb, vom Bett herabsprang und mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ seine Kollegen erweckte. Die Müdigkeit des vorhergegangenen Tages schien er überwunden zu haben, mit dem schönen Wetter schien auch gleichzeitig seine gute Laune wieder zurückgekehrt zu sein, und mit allerlei Spottreden und hängelnden Bemerkungen trieb er seine Kameraden von den Betten auf. Doch plötzlich erinnerte er sich wieder des Briefes, den er am Abend erhalten, nach flüchtigem Besen jedoch im Bohn wieder fortgeworfen hatte, und er begann eifrig unter dem Tische und hinter dem Kasten, im Papierkorb und überall auf dem Erdboden nach dem vermissten Schreiben zu forschen. Eine Zeitlang schaute ihm Meigner belustigt zu, bis er ihn darauf aufmerksam machte, daß sich der Brief in Scharners Rocktasche befände. Dieser las das Schreiben nochmals aufmerksam durch, und ebenso wie Meigner überlegte er, daß nur ein „Zund“, das ist die Angabe eines geplanten oder bereits verübten Verbrechens, die „Stein-Kathl“ zum Abenden dieser Zeilen veranlaßt haben könne. Scharner, der sich nunmehr auch wegen seines Leichtsinnes Vorwürfe machte, beschloß, so rasch als möglich den Fehler wieder gut zu machen, und ohne auf den Morgenrapport zu warten, ohne sich von seinen Kameraden zu empfehlen, stürmte er die drei Stockwerke des Polizeidirektionsgebäudes hinab und schlug rasch den Weg zur Brigittenauerlande ein. Während des Weges dachte er darüber nach, was ihm die „Stein-Kathl“, deren Verhaftung er ja selbst schon zweimal durchgeführt hatte, wohl „verwamsen“, das heißt verraten wolle. „Doch wozu sich den Kopf zerbrechen“, überlegte er, „wenn man sich dann ganz anders als den gedachten Verhältnissen gegenüber befindet!“ Und damit schloß er sein Grübeln.

Gar bald hatte er das ihm wohlbekannte Haus erreicht. Er mußte nicht erst fragen, wo Katharina Stein wohne. Er kannte ja die dumpfe, licht- und luftlose Kammer im Souterrain nur zu gut, die die „Stein-Kathl“ mit ihrem jeweiligen Verehrer teilte. Doch er pochte vergebens an der Thür. Niemand öffnete ihm, kein Laut von innen war vernehmbar. Etwa eine Stunde wartete Scharner, er kam am Nachmittag und an den nächsten Tagen wieder, doch

Katharina Stein war fort, sie war schon seit mehreren Tagen nicht im Hause gesehen worden. Dieses Verschwinden im Verein mit dem Inhalt des Briefes erregten in dem Polizeianten einen noch unbestimmten Verdacht. Er beschloß, am nächsten dienstfreien Tage dieser Angelegenheit energisch nachzugehen.

Da fiel ihm eines Tages bei Durchsicht der Zirkulardepeschen ein Telegramm des Kommissariats Landstraße auf, in dem dem Sicherheitsbureau davon Mitteilung gemacht wurde, daß von der Donau ein weiblicher Leichnam angeschwemmt worden sei, dessen Identität bisher noch nicht konstatiert werden konnte. Als besonderes Kennzeichen der Leiche war in dem Telegramm eine Narbe angeführt, die an dem Kopf der Toten sichtbar war und quer über die rechte Wange lief. Die Hand des Polizeianten zitterte vor Erregung, als er sich den Wortlaut der Depesche in sein Notizbuch eintrug. Er wußte ja nur zu gut, daß das Gesicht der „Stein-Kathl“ durch solch eine Narbe verunstaltet war, durch eine schlecht verheilte Wunde, die dem Mädchen vor Jahren ein eifersüchtiger Liebhaber mit einem Messer beigebracht hatte.

„Also tot!“ sagte der Detektiv. „Es kann da wohl kein Zweifel mehr herrschen!“ Und er überzeugte sich alsbald davon, als er in der Totenkammer des Krankenhauses vor der schrägen Holzprippe stand, auf der starr und steif die Leiche der Katharina Stein lag.

Gar mancher Art waren die Gedanken, die sich der Polizeiant bei Betrachtung der Leiche machte. Er stand hier einem Geheimnis, einem Rätsel gegenüber, das er nicht zu lösen vermochte. Was hatte die Verbrecherin wohl veranlaßt, selbst in den Tod zu gehen, ihr verhehltes Leben durch einen Sprung in die Donau zu beenden? An eine Tötung durch fremde Hand dachte der Detektiv gar nicht, wies doch der Körper der Toten keinerlei äußere Verletzung, keine Spur einer verübten Gewalttat auf. Was war aber dann der Anlaß zu dem Briefe gewesen? Wollte die Schreiberin vor ihrem Tode den Polizeianten noch einmal sprechen, drängte es sie dazu, ihm eine neuevolle Beichte abzugeben? Wollte sie ihm die Ursache ihres Lebensüberdrußes bekanntgeben oder ihm einen der zahlreichen, bisher noch ungelösten Kriminalfälle aufklären?

Alle diese Fragen konnte sich Scharner nicht beantworten. Die Tote konnte nicht mehr sprechen, ihre blutleeren Lippen konnten sich nicht mehr öffnen, um ihr Geheimnis preiszugeben. Der Detektiv, der in seinem Beruf schon so oft den Tod in seinen schrecklichsten Gestalten gesehen hatte, brachte das Bild dieser Leiche nicht aus dem Sinn. Es verfolgte ihn, als er mitten durch das Getriebe der Großstadt dem Polizeigebäude zuschritt, um seinem Vorgesetzten von dem Tode der „Stein-Kathl“ Mitteilung zu machen. Unausführlich dachte er an das Geheimnis, das die Tote mit in das Jenseits genommen hatte, und versuchte sich den Fall bald nach der einen, bald nach der andern Art zurecht zu legen, ohne jedoch zu einem Resultate zu gelangen.

Möglich wurde er von einem Vorübergehenden am Arm ergriffen und dadurch aus seinem Grübeln gerissen. Es war ein Kollege Scharners, der an diesen die Frage richtete, ob das Schlafen und Träumen während des Gehens seine neueste Errungenschaft sei. Und ohne auf eine weitere Erklärung Scharners zu warten, erzählte er diesem von einem großen Einbruchdiebstahl, der während der Nacht im Geschäftsladen eines Juweliers in der Mariabühlstraße verübt und erst am Morgen entdeckt worden sei. Die Täter hatten sich abends im Keller des Hauses einschließen lassen und waren während der Nacht nach Durchbrechung des Kellergewölbes in das Geschäftslokal gedrungen. Mit ihrer wertvollen Beute hatten sie sich sodann wieder im Keller versteckt und waren am frühen Morgen mit dem „Murer“ (das gestohlene Gut) geflüchtet. Bisher fehlte von den „Masemattenwerfern“ (Einbrechern) jede Spur.

Für kurze Zeit vergaß der Detektiv das Geheimnis, das den Tod der „Stein-Kathl“ umgab und das er lästern wollte. Die neue Arbeit regte ihn an, und er beschloß, sofort mit seinem Kollegen nach Mariabühl zu fahren, um sich den Thatort zu ansehen. Dies lieferte kein neues Material zu Tage. Eines war dem tüchtigen Polizisten aber sofort klar, daß die „Masematten“ nur von einem schweren Jungen geworfen sein könne, einem geübten „Schränker“, der bereits im Zuchthause die Hochschule des Verbrechens absolviert hatte und wegen ähnlicher Delikte bereits vorbestraft war.

Scharner war alsbald in fieberhafter Thätigkeit. Er ließ sich im Verbrecheralbum des Sicherheitsbureaus die Liste jener schweren Einbrecher zusammenstellen, die in letzter Zeit aus Strafanstalten „losgegangen“, nach Abbüßung ihrer Haft in Freiheit gesetzt worden waren. Der Detektiv war überzeugt, daß sich unter diesen auch der Einbrecher aus Mariabühl befände. Mehrere dieser bekannten Einbrecher waren polizeilich gemeldet, und binnen wenigen Stunden hatte sich Scharner durch Erhebungen in den betreffenden Wohn-

orten überzeugt, daß die Verdächtigen dem jüngst verübten Einbrüche vollständig fern standen. Schwieriger waren die Recherchen bezüglich der nicht gemeldeten Personen. Um auch über diese etwas in Erfahrung zu bringen, mußte sich der Polizeiamt mit mehreren Trödlern ins Einvernehmen setzen, die als „Passer“, als Geher bekannt waren. Den Geschäften dieser „Passer“ gegenüber muß die Polizei oft beide Augen zudrücken, das ist eine fatale Notwendigkeit, weil eben diese Leute der Polizei oft wichtige Angaben über Verbrecher und deren Verbindungen zu machen im Stande sind. Und so erfuhr auch Scharner bei diesen Trödlern wichtige Anhaltspunkte, die die Zahl der bei der Verfolgung in Betracht kommenden Einbrecher wesentlich verringerte. Es waren ihrer nur noch fünf, für die der Detektiv besonderes Interesse an den Tag legte, und von diesen war dem „Neubauer-Karl“ das verübte Verbrechen am ehesten zuzutragen. Sein Bild war im Verbrecheralbum hinterlegt, sein Grundbogen wies zahlreiche Vorstrafen auf. Doch Scharner bedurfte weder des Bildes noch des Grundbogens. Er kannte ja seinen Mann ganz genau und wußte, wo er ihn zu suchen hatte.

Am selben Abend war der Detektiv in Erdberg. Er ging immer weiter hinaus, dorthin, wo die Häuschen schon kleiner und niedriger werden, wo sie bald nur noch vereinzelt stehen und von wohlgepflegten Gemüsegärten umgeben sind. Hier befand sich ein kleines Gasthaus, auf das der Polizeiamt zusteuerte. Die auf die Straße mündenden Fenster bedurften keines Vorhangs, um das Innere vor den Blicken Neugieriger zu schützen, die Scheiben waren schon so lange nicht gepußt worden, daß sie mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt waren und nur einen unsicheren, matten Lichtschein durchflimmern ließen.

Scharner überzeugte sich durch einen Griff an die rüchswärtige Hofentasse, daß er nicht vergessen hatte, seinen Revolver zu sich zu stecken, und dann betrat er die Gaststube. Ein unfreundlicher, unreiner Raum, der von einer rauchenden, von der Decke an einer Schnur herabhängenden Lampe nur mäßig erhellt war, erfüllt mit einer schwer atembaren, zu Husten reizenden Luft, von Alkoholdünsten und Tabaksqualm verpestet. Doch der Detektiv war durch seinen Beruf an den Aufenthalt in derartigen Lokalen gewöhnt. Mit einem raschen Blick hatte er übersehen, daß die Spielbank nur mäßig besucht war, zwei Schiffsnechte, ein Ochsentreiber vom nahegelegenen Viehmarkt und vier verdächtige Gesellen, die der Detektiv sofort als abgestrafte Verbrecher erkannte, waren die einzigen Gäste. Der Neuangekommene konnte nicht im Zweifel bleiben, daß er sofort erkannt war, denn gleich bei seinem Kommen wurde der halbunterdrückte Ausruf laut: „Was will denn der Riberer“ (der Polizeiamt) da?“

Ohne sich darum zu kümmern, durchschritt Scharner das kleine Lokal und öffnete eine neben dem Schankisch befindliche Thür, die in ein Nebengemach führte. Bei dem Wirt, der ihm dahin gefolgt war, bestellte er eine Flasche Wein und trug ihm auf, den „Fiaker-Schorf“, der draußen in der Gaststube saß, hereinzurufen.

Kurz darauf kam auch der Gerufene schon und ängstlich zur Thür herein. Er wußte nicht, was der Agent von ihm wollte, er hatte wohl selbst noch einiges auf dem Kerbholz, und nur mit Zagen leistete er der Aufforderung des Detektivs Folge und nahm am selben Tische Platz.

„Was will denn die Höb“ (die Polizei) von mir?“ fragte er den Agenten.

„Persönliches gar nichts!“ erwiderte der Detektiv. „Ich könnte dich gleich ‚verschütten‘ (verhaften), Schorff, denn ich weiß, daß du vor wenigen Tagen einen Fleck gepußt“ (eine Briestafel gestohlen) hast. Aber wenn du wieder in die Krim“ (in das Landgericht) kommst, ist dein Maß voll, und du bekommst das Weiß!“ (die Ausweisung aus dem Polizeirayon).“

Der gefährliche Taschendieb wollte sich aufs Leugnen verlegen, aber er gab es alsbald wieder auf, da ihm der Agent versprochen hatte, nicht einzuschreiten, wenn er ihm etwas andres „niederlegen“ (einbekennen) wolle.

„Und für was soll ich die Wams machen?“ fragte der Taschendieb.

„Mich interessiert nur zu wissen, wann der Neubauer-Karl“ hierhinkommt oder wo ich ihn sonst finden kann!“

„O je, der Neubauer-Karl“, der ist jetzt ‚zweißig“ (er hat Geld)!“ erwiderte der Gefragte. Und da ihm die Straflosigkeit für das letztverübte Delikt zugesichert war, wurde er redselig und erzählte, daß der Neubauer seit der letzten Zeit gar nicht mehr in die Spielbank komme. „Er hat ein neues ‚Flugel‘ (Geliebte),“ sagte er mit verschmühtem Augenzwinkern, „und deshalb ist er hier ausgeblieben. Er ist ja zuletzt mit der Stein-Kathl“ gegangen!“

„Was, mit der Stein-Kathl?“ rief der Detektiv erregt dazwischen und sprang vom Sessel auf. Doch im nächsten Moment schon bereute er, daß er sich so weit hatte hinreißend lassen, und sich gewaltsam beherrschend, ersuchte er den neben ihm Sitzenden weiter zu erzählen.

„Die Stein-Kathl“ ist dem Neubauer aber darauf gekommen, und wie er kürzlich mit seinem neuen ‚Flugel“ hier war, kommt plötzlich die Kathl herein, macht einen furchtbaren Skandal, so daß sie der Wirt schließlich auf die Straße werfen muß. Der Neubauer soll sich zwar mittlerweile mit der Kathl wieder ausgeglichen und sie besucht haben, aber er geht noch immer mit der Neuen und hält sich meist bei dieser in einem ‚Tisch“ (ein kleiner Kaffeehan) in der Grundsteingasse auf.“

Neur brachte der Detektiv nicht zu wissen. Vor ihm stand wieder das Bild der Leiche, die in der Totenkammer ruhte, und klar und deutlich sah er jetzt das Geheimnis gelöst, das ihm am Morgen so unentwirrbar erschienen. Scharner berichtete nunmehr seine Zeche, nachdem er nochmals dem Taschendieb versichert hatte, daß er diesmal für seine Angaben frei ausgehen werde.

Es war eine ziemliche Strecke Weges, die der Agent zu durchwandern hatte, bis er wieder in den dichter bewohnten Bezirksteil kam, und unterwegs hatte er Mühe, über den Fall, der ihn so intensiv beschäftigte, nachzudenken. Für den Detektiv war es klar, daß Karl Neubauer der Einbrecher von Mariahilf war. Er hatte eine neue Geliebte, er wollte dieser Geschenke machen, sich ihre Liebe mit Geld erkaufen und sich dieses durch seine Arbeit verschaffen. Eine andre Arbeit, einen andern Verdienst als Einbruch kannte Neubauer aber nicht. Dann stand aber auch dieses Verbrechen mit dem Tode der „Stein-Kathl“ im Zusammenhang. Der Einbruch in der Mariahilferstraße war nicht ohne wohlüberlegten Plan ausgeführt worden. Er war gut und wohl schon seit einiger Zeit her „ausgefressen“ (ausgeschachtet) worden, und da mochte wohl die „Stein-Kathl“ noch von der Zeit her, da Karl Neubauer es mit ihr hielt, von dem geplanten Verbrechen gewußt haben. Nunmehr war aber der Einbrecher seiner Geliebten untreu geworden, sie wollte sich an ihm rächen, und da hielt sie es wohl für das Beste, wenn sie den geplanten Einbruch „verzünden“ würde, und aus diesem Grunde hatte sie an Scharner geschrieben. Doch der Einbrecher hatte auch die Rache der verlassenen Geliebten gefürchtet, und da dürfte er sie ausgesucht und zur Veröhnung umgestimmt haben, und während die beiden am späten Abend der Donaulände entlang gingen, hatte wohl Neubauer mit seinen kräftigen Armen seine Begleiterin erfaßt und die Kermisse über die Böschung hinab in den Strom geschleudert. Die „Stein-Kathl“ fand in den Wellen ihren Tod, und Neubauer hatte sich mit dem Morde der gefährlichen Mitwisserin eines Geheimnisses entledigt.

Scharner war mittlerweile bis auf den Rennweg gekommen, und den nächsten Wagen rief er an, um sich von diesem nach der Polizeidirektion fahren zu lassen. Er wollte die Verhaftung, die denn doch mit einiger Gefahr verbunden war, nicht allein vornehmen und forderte einen seiner Kollegen, einen verlässlichen, erprobten Menschen, der zufällig auf dem Kommissariat anwesend war, auf, ihn zu begleiten.

Es fehlte wenig zu Mitternacht, als die beiden die Grundsteingasse erreicht hatten. An der Straßenecke

ließen sie den Wagen halten und beorderten den Wachmann, der in der Nähe seinen Rayondienst versah, vor die Kaffeehanke, um sich im Notfalle diese Assistance zu sichern.

Der „Fiaker-Schorf“ hatte die Wahrheit gesprochen. Im Lokale saß Karl Neubauer mit seiner Geliebten, und eine ganze Batterie geleerter Weinflaschen, die auf dem Tische stand, bewies, daß der Mann Geld besaß und mit seinen Mitteln nicht zu sparen brauchte. Doch ebenso, wie Scharner seinen Mann sofort erkannt hatte, wußte dieser auch sogleich, daß der Besuch des Detektivs ihm gelte. Er sah sich erwischt. Ein Wutschrei entrang sich seinen Lippen, Zorn und Angst verzerrten sein Gesicht. Einen Moment suchte er irrend mit den Augen umher, nach welcher Richtung er wohl eine Flucht am besten bewerkstelligen könnte. Und da er keinen Ausweg sah, ergriff er eine der auf dem Tische stehenden Flaschen und schleuderte sie mit solcher Wucht gegen den Polizeiamt, daß dieser unbedingt getötet worden wäre, hätte er sich im letzten Augenblick nicht noch gebückt, so daß die Flasche über ihn hinwegflog. Dann stieß aber Neubauer den Tisch um, daß Flaschen und Gläser zu Boden fielen und klirrend in Scherben zerprangen, und mit einem Satz war er bei der Thür, um so das Freie zu gewinnen. Doch mit einem wuchtigen Schlag streckte ihn nun Scharner zu Boden, und bevor Neubauer wieder die Besinnung erlangt hatte, war er gefesselt und befand sich im Wagen, der ihn der Polizeidirektion zuführte. In einem zweiten Wagen folgte die Geliebte des Einbrechers, die ebenfalls verhaftet worden war.

Die Schuld des Einbrechers war alsbald bewiesen. In der Wohnung seiner Geliebten fand man den größten Teil der in der Mariahilferstraße gestohlenen Pretiosen. Die Untersuchung gegen Karl Neubauer wurde auch wegen Mordes geführt, da er dringend verdächtig erschien, den Tod seiner früheren Geliebten Katharina Stein auf gewaltsame Weise verschuldet zu haben. Er leugnete dies jedoch und verteidigte sich damit, daß seine frühere Geliebte wohl aus Kränkung über seine Treulosigkeit einen Selbstmord ausgeführt haben dürfte. Karl Neubauer wurde schließlich auch nur wegen des Einbruchs zu einer mehrjährigen Kerkerhaft verurteilt; die Schuldfrage bezüglich des Mordes wurde von den Geschworenen verneint.

In der Strafanstalt büßte der Einbrecher seine Haft ab, und diese Kerkermauern hat er nicht mehr verlassen. Er starb daselbst, nachdem er drei Jahre interniert gewesen war. Vor seinem Tode legte er noch das Geständnis ab, daß er der Mörder der Katharina Stein gewesen, daß die That genau jenen Motiven entsprungen war, die der Detektiv Scharner vermutet hatte, daß das Verbrechen in jener Weise verübt worden war, wie es der Polizeiamt kombiniert hatte.

In seiner Todesangst, in den qualvollen Stunden, da der sterbende Verbrecher fühlte, daß das Leben seinem Körper entfliehe, da er wußte, daß er auf Erden wegen dieses Verbrechens nicht mehr zur Verantwortung gezogen werden könne, veranlaßten ihn die qualenden Gewissensbisse zu einer reuevollen Beichte, und nach einem furchtbaren Todeskampfe, während dessen wohl das Bild der von ihm Gemordeten drohend vor ihm stand, gab er seinen Geist auf.

In der Donau-An nächst der Strafanstalt liegt der Friedhof der im Kerker verstorbenen Sträflinge. Eine trodene Sandfläche, die kein Baum ziert, in der selbst das Gras ausgerodet ist. Eine große Zahl von Steinhügeln erhebt sich hier, die Gräber der Sträflinge. Bei jedem Hügel steht ein schwarz gestrichenes Holzkreuz. Viele sind schon halb verfallen, morsch geworden, geborsten und zusammengebrochen. Die Kreuze nennen keine Namen, sie führen nur Nummern an, die in der Strafanstaltskanzlei verbucht sind. Ganz am äußeren Ende dieses düsteren Friedhofes, aus dem selbst die Veröhnung nach dem Tode gebannt ist, wölbt sich ein Hügel, bei dem selbst das einfache Holzkreuz fehlt. Es ist das Grab des Mörders Karl Neubauer, der dieses Verbrechen nicht mehr sühnen konnte. Die einzige Strafe für ihn war das Verjagen des Holzkreuzes auf seinem Grabe.





Unfall im Circus. Nach dem Gemälde von José Miralles-Darmanin.

Ueberschwemmung.

(Bild S. 605.)

Unser Bild stellt die Katastrophe eines Dammbrechens mit allen seinen verheerenden Wirkungen dar. Auf den ersten Blick erkennt man die Ursprünglichkeit der Auffassung des Vorganges, der, tragisch in seiner Erscheinung, einen Einblick gestattet in die Nöte, Drangsale und Leiden einer mit dem Verluste der Habe und des Lebens bedrohten Bevölkerung. Das ist die Wirklichkeit des Elends, an dem nur Fühllosigkeit gleichgültig vorübergehen kann. Die ganze Ebene überflutet; eine Wasserfläche, aus der nur die Dächer der Häuser und die Spitzen der Bäume hervorragen; ein von der strömenden Wassermasse durchbrochener Eisenbahndamm, auf dem der bereits abgelassene Bahnzug noch rechtzeitig durch das Haltsignal eines Bahnwärters zum Stehen gebracht wird; ein aus der Wasserfläche hervorleuchtendes brennendes Dorf, dazu ein strömender Regen mit äußerst trüber Stimmung des Himmels.

Doktorpromotion einer Dame an der Berliner Universität.

(Bild S. 609.)

Nachdem nun seit mehr als Jahresfrist Studentinnen zum Besuch der deutschen Universitäten zugelassen sind — in Berlin studieren in diesem Semester über 400 Damen —, mehrten sich auch die Doktorpromotionen und bilden eine große Anziehungskraft für das studentische wie nichtstudentische Publikum. Professoren, Studenten und besonders Studentinnen nebst ihren Angehörigen und Bekannten erfüllen dichtgedrängt die Universitätsaula, wenn eine weibliche Doktorpromotion vor sich geht. Während an dem oberen Katheder der Dekan der Fakultät, der der Prüfung angehört, präsidiert, hält der weibliche Kandidat an dem unteren Katheder seine Disserationsrede. Hiernach erfolgen von einigen der anwesenden studentischen Freunde und Freundinnen des Prüflings die üblichen Ausstellungen über das eben Gehörte, denen dieser in scharfer Gegenrede antwortet. Dann betritt die Kandidatin die obere Plattform, und der Dekan überreicht ihr das Diplom als Dr. med. oder phil. unter dem üblichen Beifallsgetrampel der Studenten.

Der Wiener Graben gegen den Stefansplatz.

(Bild S. 612.)

Der Platz im Mittelpunkt Wiens, dessen großstädtisches Getriebe unsre Abbildung auf Seite 608 vorführt, bildet den Uebergang vom Graben zum Stefansplatz und heißt „Stock im Eisen“. Er hat seinen Namen von dem uralten Wahrzeichen der Kaiserstadt, dem an dem monumentalen rechtsseitigen Eckhause auf einem Steinsokkel aufgestellten Baumstrunk, der ganz mit eisernen Nägeln beschlagen ist. Ein Sagenkranz hat sich um die Entstehung dieses „Stockes im Eisen“ gewunden; nach der neuesten Forschung ist es die Wurzel eines mächtigen Lärchenbaumes, und seine Nägelbekleidung rührt von einem alten Handwerksbrauche her. Während sich zur Rechten dieses Platzes der Eingang in die Singerstraße zeigt, öffnet sich links ein Blick auf den in seiner ganzen Höhe sichtbaren Stefansurm. Man erblickt schon vom Graben aus den mächtigen gotischen Turm mit seinen hohen Spitzbogenfenstern und zierlichen Giebeln vom Sockel bis zur Kreuzblume und dem glänzenden goldenen Kaiserabter an der Spitze. Bis vor einigen Jahren mußte man den Stefansplatz selbst betreten, um Dom und Turm betrachten zu können, wobei die große Nähe die Wirkung sehr beeinträchtigte. Als das den Ausblick hindernde alte Gebäude niedergedrungen wurde, um einem Neubau Platz zu machen, zeigte sich den Wienern zum erstenmal dieser überraschende Blick auf den altehrwürdigen Stephansurm, und es wurde der Wunsch rege, dieses prächtige Stadtbild für alle Zeiten zu erhalten. Einer Anzahl lokalpatriotisch gesinnter Männer verdankt Wien seine „Neufreiheit“. Den Neubau ganz zu verhindern, war leider nicht mehr möglich, und man mußte sich darauf beschränken, eine möglichst große Grundfläche zu erwerben und frei zu erhalten, um den Ausblick auf den Turm zu retten. So entstand der schmale Bau mit abgerundeter Ecke, der sich an das den Mittelpunkt unsers Bildes bildende Haus „Zum goldenen Becher“ anschließt. Im Fluß des neuen Hauses erinnern zwei Gedenktafeln an diese patriotische That Wiener Bürger und die Förderung, die Kaiser Franz Joseph dem Werke angedeihen ließ. Denn erst durch die vom Monarchen erteilte Bewilligung, daß der Stadterweiterungsfonds die durch die öffentliche Sammlung nicht gedeckten Mittel zum Anlauf des Platzes ergänze, wurde die Freilegung des Stefansplatzes ermöglicht. Es wurde auch die kleinste Spende angenommen, denn jedermann sollte sein Scherflein beitragen können.

Unfall im Zirkus.

(Bild S. 616 u. 617.)

Ueberfüllt sind die weiten, glänzend erleuchteten Räume des Zirkus fast jeden Abend bis zur letzten Galerie, und das so ziemlich alle Schichten der Gesellschaft umfassende Publikum lacht nicht mit seinem Beifall, denn das Pferde- und Reitermaterial ist ausgezeichnet und die Künstler und Künstlerinnen sind hervorragend und bieten zum Teil ganz unübertreffliche Leistungen. Zu den besonderen Lieblingen der Zuschauer gehört die reizende Parforceciterin Senorita Carmelita, die ebenso sehr durch die Kühnheit ihrer

Produktionen wie durch die Grazie ihres Auftretens und die strahlende Schönheit ihres lieblichen Antlitzes alles entzückt und bezaubert. Auch an diesem Abend hat lauter Beifall ihr Auftreten begrüßt, und mit gewohnter Sicherheit und Frische ist sie an die Ausführung ihrer „Nummer“ gegangen. Da plötzlich schritt ein einziger furchtbarer Schrei durch den ganzen weiten Raum, die Musik bricht ab, in den Rängen und Logen ist alles aufgesprungen und starrt mit dem Ausdruck ängstlicher Spannung in die Arena hinab. Carmelita, deren Kunstfertigkeit eine unfehlbare schien, hat einen Fehlsprung und einen unglücklichen Fall getan und liegt wie leblos in dem Sand der Manege. Im nächsten Augenblick stürzen ihre Kollegen und Kolleginnen herzu, man hebt die Verunglückte auf und trägt sie sorgsam in die Garderobe. Dort wird sie auf ein Bett gelegt, und die Scene voll Verwirrung und Unruhe, die sich nun zunächst in dem engen Raume abspielt, führt uns das auf unserm Holzschnitt wieder-gegebene Gemälde des spanischen Meisters José Miralles-Darmanin mit ergreifender Naturwahrheit und packender Charakteristik vor Augen. Gerade beugt sich ein aus dem Zuschauerraum herbeigeeilter Arzt über das Lager der Verunglückten; hoffentlich wird man dem Publikum melden können, daß die Verletzung, die das junge Mädchen davongetragen hat, keine schwere ist.

Der Boß von Taroomba.

Von

Ernest William Hornung.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Mathilde Beck.

Zwölftes Kapitel.

Unter Räuber gefallen.

Obwohl Engelhardt eine Weile wie tot dargelegen hatte, war doch noch Leben in ihm. Was ihn wieder zu sich brachte, war der Name von Naomi Pryse auf den Lippen des früheren Ringläufers der Taroombahütten. Der Klavierstimmer lauschte, um noch mehr zu hören, wagte es aber nicht, die Augen zu öffnen oder einen Muskel zu verzucken.

„Sie hatte die Unverschämtheit, mir den Laufpaß zu geben. Aber noch ehe die Nacht um ist, werde ich es ihr heimgezahlt haben. Sackerlot, wenn die Sonne aufgeht, wird sie wünschen, daß sie nie geboren wäre!“ „Es ist nicht das Mädchen, hinter dem wir her sind“, sagte Bills Stimme nach einer Weile, indem er ausipie. „Es ist das Silber.“ Und Engelhardt konnte hören, wie er bei diesen Worten den Pfeifenrauch vor sich hinpaffte.

„Es ist das Gold und das Silber. Sie ist das Gold.“ „Wir hat sie nicht mißfallen“, sagte der Matrose. „Ich würde sie in Ruhe lassen.“

„Dich hat sie auch nicht von den Hütten verjagt. Zwölf Pfund die Woche, das will was heißen. Und dazu noch ein solcher Schafskopf als Leiter der Scherarbeit!“

„Ich glaube, Bo's'n ließe die ganze Sache fahren“, sagte Bill, „wenn wir ihm nur eine halbe Chance gäben.“

„Nicht doch“, rief der Matrose, „ich lasse meine Kameraden nicht im Stich. Aber zwei haben wir schon kalt gemacht, und das sind zwei zu viel.“

„Und wie steht's mit dem Schiffer drunten in Sandridge?“

„Der ist wohl auch kalt.“

„Dann also nicht den Zugenbold herausgehängt, Kamerad“, sagte Bill, indem er seine Thonpfeife an dem Haken seines Stiefels ausklopfte. „Schaut her, Jungens. Eine gesegnete Vorsehung hat uns, gerade uns drei zusammengeworfen. Erstens bin ich da, direkt aus dem Loch. Wie ein Vogel fliege ich nach dem Plaze, wo's was Gutes zu holen giebt. Dann der Bo's'n dort, der hat seinem Schiffsherrn den Schädel eingeschlagen und sich aus dem Staube gemacht. Wir stoßen aufeinander und freunden uns an. Das feinste Pärchen in der ganzen Kolonie! Und schließlich der alte Simons, der eins von dem Mädel abgekniet hat und nun blutige Rache schwört. Er hat zwei Pferde, gerade was wir brauchen können, also ist er unser Mann. Ist er dabei? Ja. Was machen wir da? Wir reichen uns die Hand und fluchen und schwören, zu einander zu halten. Ja, ja, alle drei. Dann geht's in die Stadt. Das Notwendigste wird eingekauft und das Ganze mit einem guten Trunk besiegelt. War es nicht so? Halt! Kommt uns da nicht gerade ein Bursche mit einem Pferd in den Weg gelaufen? Wir brauchen noch ein Pferd, was also thun? Wir nehmen es und murksen den Kerl nach allen Regeln der Kunst ab. Nun also? Weshalb noch viele Worte machen. Tigerhaut! pflegte immer zu sagen: Entweder baumeln wir zusammen, Kumpen, oder zum Donnerwetter, wir fahren in einer vier-spännigen, gelben Kutsche spazieren inmitten von einem halben Duzend Kerlen in goldenen Treffen und gepuderten Perücken.“ Darum sage ich euch, dort liegt das Silber. Wir wollen es holen und damit verduften,

losste es, was es wolle. Etwas Blut hat schon draufgehen müssen, deshalb kommt es auf ein paar Fässer mehr oder weniger nicht an. Wir können nur einmal baumeln. Drum immer fest getrunken, Jungens, und macht euch euer Schandleben schön, solange ihr es noch habt. Nur eins müssen wir noch verabreden, ob wir um elf, um zwölf oder um ein Uhr morgens aufbrechen wollen.“

Engelhardt hörte, wie ein Becher herumgegeben wurde, aus dem alle drei tranken. Dann wurde ein Streichholz abgerieben und eine Pfeife angezündet. Seine Adern waren wie eingefroren. Er konnte nicht mehr zittern.

„Elf ist zu früh“, sagte Simons, „es geht eben schon auf zehn. Ich bin für ein Schläfschen, ehe wir ausrücken. Nichts ist besser als ein Schläfschen, um die Nerven zu stärken.“

„Sagen wir lieber acht Glasen, wenn nicht sieben“, plaidierte der Matrose, sich der auf Schiffen üblichen Zeitbestimmung bedienend. „Der Mond muß gleich aufgehen. Je tiefer er steht, wenn wir aufbrechen, desto besser für uns. Ihr habt behauptet, die Farm läge direkt nach Osten, ist es nicht so, Bill? Dann wird es leicht sein, bei dem niedrig stehenden Monde die Richtung zu halten.“

Die beiden andern lachten.

„Solche Matrosen, das ist doch eine kostbare Gesellschaft“, sagte Bill. „Ewig leben sie in der Angst, sich im Busch zu verirren. Ich habe schon einige Duzend kennen gelernt, und alle sind sie gleich.“

„Ich kann nichts Vächerliches dabei finden“, sagte der Seemann. „Seht euch nur den armen Teufel an.“

„Ist er auch wirklich tot?“ sagte Bill.

„Tot wie altes Pöfelfleisch.“

„Dann hat er uns die Mühe gespart. Ich hätte ihn wie ein Schaf abgestochen. Nur noch einen Punkt giebt es zu erörtern. Sollen wir die Gnädige herausklopfen und sie bitten, uns in das Lagerhaus einzulassen —“

„Sie an den Haaren herauszerren“, warf Simons ein. „Den Teil nehme ich auf mich.“

„Oder sollen wir gewaltsam in das Lagerhaus eindringen? Dieses Spiel versuchten Tigerhaut und ich vor zehn Jahren. Es war nicht sicher genug. Ihr wißt, wie es ausging. Immerhin haben wir heute nicht mehr mit dem alten Pryse zu rechnen. Der Kerl war ein wahrer Schrecken für uns. Was meint ihr also, Kameraden? Hebt die Hände für regelrechten Angriff — und jezt für Einbruch. So, das wäre entschieden.“

Nach welcher Richtung es entschieden wurde, erfuhr Engelhardt nie.

„Das Teufelsweib!“ sagte Simons. „Die kleine Schlange! Ich sehe immer noch, wie sie die Scherhütte herunterkam und ohne weiteres nach dem Teerjungen rief. Der abgeflatterte Knirps dort war bei ihr. Sapperlot, wenn sie bis morgen früh nicht tot ist, wird sie wünschen, es zu sein! Ich bin begierig, was sie heute nacht für Augen machen wird, jedenfalls keine entzückten! Um Verzeihung soll sie mich bitten und zwar unter meinen eignen Bedingungen, ihr sollt nachher alles erfahren. Das giebt was zum Lachen. Das Teufelsweib! Zwölf Pfund die Woche! Schodschwerenot, die wird sich wünschen, kalt und starr zu sein wie ihr jämmerlicher Freund dort. Ich will sie lehren —“

„Da soll doch gleich ein Gewitter dreinschlagen“, brüllte Bill. „Der Kerl da ist wahrhaftig noch am Leben.“

Die Schurken saßen im Dreieck um das Feuer herum, und Simons hatte dem vermeintlichen Leichnam den Rücken zugelehrt. Als er über die Schulter blickte, starrte ihn dieser Leichnam mit Augen wie Tintenkleckse auf blutbeflecktem Papiere an.

Engelhardt war es in der That physisch unmöglich gewesen, noch länger still zu liegen und mit anzuhören, wie Naomi so schändlich bedroht und beschimpft wurde. Sobald er sich aufgesetzt hatte, sah er seine Thorheit ein, und rasch wie der Blitz suchte er sie wieder gut zu machen, indem er unverwandt in das Gesicht von Simons starrte.

„Ich bitte Sie sehr um Entschuldigung“, sagte er im höflichsten Tone. „Ich muß wohl geschlafen haben und wußte nicht, wo ich mich befand. Ich versichere Sie, ich hatte nicht die geringste Absicht, Sie zu unterbrechen.“

Seine Stimme war entsetzlich heiser. Bill ergriff den Wasserbeutel und steckte ihn mit höhnischem Lachen zwischen die Kniee. Simons runzelte die Stirn.

„Bitte, sprechen Sie nur weiter“, sagte Engelhardt, indem er an das Feuer kroch und sich zwischen die beiden ehrenwerten Männer setzte. „Alles, um was ich bitte, ist ein Trunk und etwas Brot. Den ganzen Tag bin ich draußen gewesen, ohne einen Bissen zu essen oder einen Schluck zu trinken. Ja, und die letzte Nacht auch. Das ist alles, um was ich bitte. Ich bin todmüde. Ich könnte schlafen wie ein Sad.“

Niemand sprach. Ohne ein Wort zu sagen, ergriff

Bill nach einer Weile einen Becher, füllte ihn aus dem Wasserbeutel und reichte ihn mürrisch dem Klavierstimmer. Dann schnitt er ein Stück von dem Mehlfuchsen ab und warf es ihm zu. Engelhardt konnte kaum seinen Augen trauen, so unermutet ging alles vor sich. Er dankte dem Burschen mit unnötiger Wärme. Seinen Bemerkungen wurde keinerlei Beachtung geschenkt. Er fürchtete sich halb, das Wasser, dessen er so dringend bedurfte, ohne ausdrückliche Erlaubnis zu berühren. Er zögerte sogar mit dem Becher in der Hand und schaute von einem zum andern. Das schurkische Trio starrte ihn bloß mit unbeweglichen Augäpfeln an, so daß er den Becher schließlich an die Lippen brachte und den ganzen Inhalt auf einmal hinunterstürzte.

Schon der Schluck, für den er vorher gekämpft hatte, schon dieser eine Tropfen hatte einen frischen Lebensstrom durch seine Adern gejagt. Dieser reichliche Trunk aber machte in zehn Sekunden einen neuen Menschen aus ihm. Er verlangte nach mehr, aber die Notwendigkeit war zum bloßen Wunsche geworden. Außerdem stach ihm der Mehlfuchs in die Augen. Erst als sein Durst gelöscht war, wurde ihm klar, wie hungrig er war, und gierig machte er sich ans Essen. Ehe er die Schnitte des Mehlfuchsen verzehrt hatte, schenkte er, wie ein Hund, der einen Knochen abnagt, seiner Umgebung nicht die geringste Beachtung. Als er fertig war, warf ihm Bill eine zweite Schnitte zu, und auch diese verschlang er, ohne aufzublicken. Aber sein entsetzlicher Durst war immer noch nicht genügend gestillt, und die Behandlung, die ihm zu teil ward, verließ ihm den Mut, den Becher nach mehr Wasser hinzuhalten. Selbst dies wurde ihm gewährt, ebenfalls lautlos. Keiner der Männer hatte ein Wort an ihn gerichtet, seitdem er sich erhoben und sich zu ihnen ans Feuer gesetzt hatte. Seine schüchternen Ausdrücke der Dankbarkeit waren mit undurchbringlichem Schweigen aufgenommen worden. Auch untereinander sprachen die Kerle nicht. Stumm saßen sie um das Feuer herum. Ihre roten Gesichter waren von der Glut der Kohlen noch mehr gerötet, und die Waffen glitzerten in dem hellen Scheine. Unaufhaltsam stierten sie den Verirrten an, der in ihre Mitte gestolpert war. Das beharrliche Schweigen wurde ihm bald ebenso unerträglich wie die Unterhaltung, die er während seiner erheuchelten Bewußtlosigkeit belauscht hatte. In finstere Betrachtung waren sie versunken, und etwas Unbestimmtes, Rätselhaftes, Erschreckendes lag in ihren Blicken. Wieder sprach er, und wieder erhielt er keine Antwort. Er versicherte sie, wie dankbar er ihnen sei, daß sie ihm das Leben gerettet hätten, daß er aber jetzt weiter nach der Stadt wandern müsse. Sie erwiderten nichts. Er wünschte ihnen gute Nacht. Sie antworteten nicht. Dann erhob er sich. Doch schneller sah er wieder auf dem Boden, als er aufgestanden war. Bill hatte ihn am Fußknöchel gepackt, ohne eine Silbe zu reden. Als Engelhardt ihn hierauf anschaute, schnitt ihm das grobe Gesicht mit den schielenden Augen eine Reihe so grotesker, widerlicher Grimassen, daß er sich gezwungen sah, das eigne Gesicht in seiner freien Hand zu verbergen und den Willen seines Herrn und Gebieters zu erwarten. Er hörte den Matrosen in sich hineinlachen. Stundenlang, wie es ihm scheinen wollte, blieb dies das einzige Lebenszeichen.

„Was ist der Gauner eigentlich?“ sagte Bill schließlich. „Mit was verdient er sein Brot?“

„Man behauptet, er wäre Klavierstimmer.“

„Also hat er mit Taroomba nichts zu schaffen?“

„Nein, er kam erst neulich an und hatte nichts Giltigeres zu thun, als sich von einem Voder abwerfen zu lassen und den Arm auszurenken. So ist es wenigstens in den Hütten erzählt worden.“

„Nun, jedenfalls hat ihm sein Abendbrot geschmeckt, was? Es ist ein Vergnügen, zuzusehen, wie es so einem Kerl schmeckt, wenn seine Zeit herangerückt ist. Ja, Jungens, ihr hattet recht. Es wäre eine Sünde gewesen, ihn mit leerem Bauch und verdorrter Kehle in die Hölle zu schicken. Wenn's bei mir je ans Baumeln geht, so will ich auch erst ein warmes Essen in den Eingeweiden haben, das schmeckt' ich euch!“

Engelhardt hob den Kopf.

„Ihr wollt mich also töten?“ sagte er gelassen mit einer Art geringschätziger Entrüstung. Bill warf ihm einen fürchterlich schielenden Blick zu, antwortete aber nicht.

„Vermutlich bleibt uns nichts andres übrig.“ sagte Simons in halb bedauerndem Tone, „obwohl ich mir persönlich nicht viel aus dieser Art von Sport mache.“

„Ich auch nicht.“ sagte der Matrose nachdrucksvoll.

„Ich würde dem Burschen noch eine Chance geben, Bill.“

„Wieso?“ rief Bill.

„Ich würde den Tropf an einen Baum binden und ihn auf eigne Faust krepieren lassen.“

Engelhardt lachte laut auf in ironischer Dankbarkeit.

„O, mir soll es gleich sein.“ sagte Bill. „Eine Art ist so gut wie die andre. Jedenfalls haben wir nicht die geringste Gile. Der Mond ist noch nicht aufgegangen, und ehe wir gehen, muß uns der Gauner noch aller-

hand mitteilen. Er hat gehört, was wir sprachen, Kameraden. Ich sehe es in seinem Auge. — Ist es nicht so, du Schwein?“

Engelhardt schenkte ihm keine Antwort.

„Antworte, du Hund!“

Engelhardt wollte standhaft schweigen, aber Bill fing an, ihn von der einen und Simons von der andern Seite zu treten. Und der Schmerz erpreßte ihm eine weithin tönende, trohige Antwort.

„Ja!“ rief er. „Ich habe jedes Wort gehört.“

„Wir sind hinter dem Silber her.“

„Ich weiß.“

„Du hast es gesehen?“

„Ja.“

„Sage uns alles, was du davon weißt.“

„Fällt mir gar nicht ein!“

Ein Tritt in die Seite folgte dieser Antwort.

„Ist es noch im Lagerhaus?“

Keine Antwort.

„Ist die Kiste leicht zu finden?“

Schweigen.

„Ist sie zugebunden?“

„Oder vergraben?“

„Wo steckt sie?“

Jeder stellte eine Frage. Keiner brachte ein Wort aus ihm heraus. Alle Tritte blieben erfolglos.

Es trat eine Pause ein. Dann sagte Bill:

„Du hast deinen Hut verloren. Du brauchst einen andern. Hier ist er schon.“

Schwerfällig hatte er sich erhoben, war aus dem Lichtkreis herausgetreten und hatte einen Schlapphut in Engelhardts Schoß geworfen. Betroffen blickte dieser ihn an. Er war mit einem blaueisenen Fliegen-schleier geschmückt.

„Erlennst du ihn?“

Er hatte ihn sofort erkannt. Es war Sam Rowntrees Hut. Seit gestern wurde dieser junge Mann vermisst, noch bevor Engelhardt der Farm im geheimen Lebewohl gesagt hatte.

Er schaute sich nach weiteren Spuren um. Kein Wort wurde gesprochen. Die Schurken waren wieder in jenes Schweigen versunken, das eine schauerlichere Beredsamkeit als alle Drohungen in sich barg. Bill warf ein paar frische Zweige aufs Feuer. Das Holz knisterte. Die Flammen schossen himmelwärts, und in dem grellen Lichte entdeckte Engelhardt zwischen den Bäumen plötzlich etwas, was ihm den Angstschweiß aus allen Poren heraustrübte.

Der Feuerschein fiel gerade auf ein paar Sporen, die regungslos in dem Gestrüpp hingen, noch keine Elle über dem Boden, und keine zehn Schritte von dem Feuer.

Wieder blickte er hin: die Sporen waren an Zugstiefeln befestigt, die Stiefeln hingen aus einem Paar Hosen heraus, und dazwischen lugte ein Stück von wollenen Socken hervor. Alles war starr und regungslos wie die Sterne am Himmel. Er konnte nicht höher als bis zu den Knien sehen, aber dies genügte. Ein heiserer Schrei entrang sich seiner Brust, als er mit zitterndem Finger darauf deutete und mit seinem weißen Gesicht von einem zum andern schaute.

Weder Simons noch der Matrose wollten seinem Blick begegnen. Aber Bill packte ihn laut lachend am Arm und zerrte ihn auf die Füße.

„Komm und sieh ihn dir an,“ sagte er. „Hübsch ist er nicht, aber es wird dir gut thun.“

Im nächsten Augenblick stand Engelhardt dicht vor dem aufgehängten Leichnam des unglücklichen Rowntree. Beide Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, das Haar hing ihm bis in die Augen, und sein Kinn fiel ihm auf die Brust herunter wie das eines in Gedanken versunkenen Menschen.

„Sieh, wo du hinkommen kannst,“ sagte Bill. Dabei versetzte er dem Leichnam einen Stoß, daß er in Schwingungen geriet wie ein Pendel, während der Ast in der Höhe schauerlich frachte. „Sieh, wo du hinkommen wirst, wenn du nicht sprichst! Mehr wie zehn Minuten hat es gedauert, bis er aufhörte, um sich zu treten und mit den Sporen zu klirren. Du bist leichter, drum wird's bei dir noch länger dauern. Ein Viertelstündchen etwa oder zwanzig Minuten!“

Engelhardt schwankte und wäre gefallen, wenn der Seemann nicht in die Höhe gesprungen wäre und ihn in den Armen aufgefangen hätte.

Er that noch mehr.

„Sei vernünftig, Kamerad,“ sagte der Matrose zu Engelhardt mit einem Klang rauher Freundlichkeit in seinem gedämpften Tone. „Es hat keinen Sinn, mit deiner Wissenschaft hinter dem Berg zu halten. Wenn du nicht sprechen willst, so wirst du in ganz kurzer Zeit neben dem andern Kerl dort am Galgen baumeln. Redest du, so bleibt dir doch wenigstens noch eine Hoffnung. Außerdem, was glaubst du wohl, was du damit bezweckst? Wir wissen alles, was uns zu wissen notthut. Wenn du uns noch etwas mitteilst, wird es höchstens auf der Farm schneller gehen, das wäre der einzige Vorteil.“

„Gut,“ sagte Engelhardt mit matter Stimme. „Laßt

mich niederstehen. Ich will euch alles sagen, was ihr wissen wollt.“

„Das ist schon besser. Nimm meinen Platz ein, dann wirfst du den armen Teufel im Rücken haben. — Also Bill, schieße los. Der Bursche ist wieder zu sich gekommen.“

„Um so besser für ihn,“ brummte Bill. „Sieh mich an, du abgestochenes Schwein, und beantworte meine Fragen. Wo ist die Kiste?“

„Im Lagerhaus.“

„Habe ich es nicht gesagt! Ist nie wo anders hingebraucht worden! — In welchem Teil des Lagerhauses?“

„In der Theke.“

„Ist es schwer, die Kiste aufzubrechen?“

„Zwei Schlösser und überall Klammern.“

„Wo sind die Schlüssel?“

„Ich weiß nicht. Miß Pryje bewahrt sie auf.“

„Sie wird sie nicht mehr lange aufbewahren. Das sage ich dir übrigens, du Teufel, wenn du mich noch einmal so ansiehst, dann stopfe ich dir deine Augen in den Mund! Du scheinst mir ja gewaltig viel über das Silber zu wissen. Hast du es gesehen oder nicht?“

„Ja, ich habe es gesehen.“

„Was ist es alles?“

„Nicht viel. Ein Paar Leuchter, einige Köffel, einige alte Bratspieße, eine Biskuitbüchse, eine Kaffeefanne — halb von Elfenbein —, eine Jardiniere —“

„Was ist das, zum Teufel? Kein Griechisch, du Hund!“

„Das ist ein Gefäß für Blumen.“

„Warum hast du das nicht gleich gesagt? Was sonst noch?“

„Laßt mich sehen!“

„Nimm dich nur zusammen!“

„Nun, viel mehr war es nicht. Ein Ruchensörbchen, einige Serviettenringe und ein Paar Rußknader. Das wäre alles. Jedenfalls habe ich weiter nichts gesehen.“

„Alles von Silber?“

„Ich glaube kaum.“

„Du Lügner! Du weißt es ganz genau. Außerdem ist es eine ganz schöne Quantität, selbst wenn nichts weiter da wäre. Wahrhaftig, ich habe wirklich Lust, dir die Kleider vom Leib zu ziehen und dich auf das Feuer zu setzen, weil du mir nicht die Wahrheit sagst!“

„Langsam, Kamerad, langsam!“ ermahnte der Matrose. „Das klingt doch ganz glaublich.“

„Saderlot!“ rief Simons. „Mir wäre es genug. Ich will nicht das Silber, ich will das Gold, und das Gold ist das Mädchen!“

„Die bekommst du nicht,“ sagte Engelhardt.

„Warum nicht?“

„Sie schießt dir eine Kugel in den Kopf.“

„Kann sie gut schießen?“

„Das will ich meinen. So gut wie ihr Vater.“

„Ihn sah ich nicht schießen, aber sie.“

„Bei welcher Gelegenheit?“

„Sie stand auf der Veranda und schoß eine Krähe vom Brunnensaun herunter mit ihrem Revolver.“

„Saderlot, das ist eine Lüge!“

Und es war eine.

„Das kann man doch nicht wissen,“ sagte Bill.

„Ich erinnere mich, wie der Alte aus fast zwanzig Ellen Entfernung den Tigerhaut zusammenschob. Sie war damals bei ihm — ein kleines Ding, das aus dem Bett gekrochen war. Ich zielte auf sie und fehlte. Es wäre schon nicht so unmöglich, daß sie durch einen oder den andern von uns ein Loch schießen würde, wenn ihr mich nicht hättet, der euch aus der Patzche zieht. Was gute Einfälle anbetrifft, so könnt ihr euch auf Bill verlassen! Jetzt eben ist ihm einer gekommen, den er aber für sich behält. Aufgepaßt, du Schwein! Wann sahst du den Silbertram, von dem du uns eben vorgegeschwindelt hast?“

„Am Tage, an dem ihr auf die Farm kamt.“

„Morgens?“

„Ja.“

„Wo hast du es gesehen?“

„Im Lagerhaus.“

„Ehe wir kamen?“

„Während eurer Anwesenheit. Als Miß Pryje die Thür zuschloß, lag es überall umhergestreut, und als wir in der Küche waren, räumte sie alles eiligst weg.“

„Versucht!“ schrie Bill. „Wenn ich das gewußt hätte! Du kleiner Teufel, wenn ich das geahnt hätte!“

Sein gemeines Gesicht war entstellt vor Gier und Mut. Mit seiner haarigen vierfingerigen Faust bedrohte er Engelhardts Gesicht. Der Matrose legte sich von neuem ins Mittel.

„Was soll das für einen Zweck haben, Kamerad? Um Gottes willen, halt ein! Was hätten wir denn anfangen können ohne ein einziges Pferd bei der Hand?“

„Das Lagerhaus hätten wir stürmen und sie zu Boden strecken können!“

„Um dann ein paar Zentner Silber in unsern Bündeln fortzuschleppen! Nein, nein, mein Lieber, es ist weit besser, wie es ist. Was sagst du dazu, Simons?“

„Ich bin froh, daß ihr gewartet habt. Meine Kehle ist übrigens ganz verdorrt!“

Heiteres aus dem Urwald.

Originalzeichnungen von Otto Bromberger.





Bruck im Pustertal.

Photographie-Ordnung von Dr. Mayer in Wien.

„Meine auch,“ sagte Bill mürrisch, indem er eine schwarze Flasche entkorkte. „Gieb uns den Becher dort, du elender Balg!“

Kaltblütig reichte ihn Engelhardt hin. Er kümmerte sich schon längst nicht mehr darum, wie man ihn persönlich behandelte.

Bill trank zuerst.

„Auf unsern Meisterstreich!“ sagte er, indem er den beiden andern gleichzeitig einen kreuzweisen, schielenden Blick zuwarf.

„Hoch soll er leben, hoch soll er leben!“ sang der Seemann, der zunächst trank. „Hallo, da kommt auch der Mond heraus!“

Als er den Becher hob, deutete er über Engelhardts Schulter, so daß dieser instinktiv den Kopf wandte. Schauernd fuhr er aber im nächsten Augenblick wieder herum. In weiter Ferne hinter dem Gestrüpp, am Rande der Erde schien es, stand der Mond. Eine silberne Straße führte zu ihm hin, und Millionen von Ästchen und Zweigen beschatteten sein leuchtendes Angesicht. Aber von dem oberen Teil der großen, weißen Scheibe hoben sich in geipenstehender Silhouette die schauerlichen Stiefel und Sporen des Gehängten ab, die, von dem Klagelaut des ächzenden Zweiges begleitet, leise hin und her schlangen. Wohl niemals hatten göttliche und menschliche Werte in geisterhafterem Widerspruch gestanden wie jetzt, als Engelhardt unwillkürlich hinter sich geblickt hatte, um gleich schauernd mit dem Kopf wieder herumzufahren. Und doch war ihm noch Schlimmeres beschieden, denn Worte drangen an sein Ohr, die ihm das Blut in den Adern erstarren ließen.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Raufkonzert.

Simons brachte einen Toast auf Naomi Pryse aus. Engelhardt bedurfte einiger Augenblicke, bis er es fassen konnte. Die rohe Sprache selbst hätte er ertragen; als er aber merkte, auf wen die Worte hinzielten, da war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende.

„Halt ein!“ schrie er den Scherer an. „Wie kannst du es wagen, so von der Dame zu sprechen? Wie kannst du so etwas wagen?“

Der freche Mund des Scherers blieb offen stehen, und die Flammen des Lagerfeuers warfen ihren Schein auf seine gelben Zähne. Nur wenige Zoll davon entfernt stand Engelhardt mit geballter Faust und blühenden Augen. Zu seinem Erstaunen lachte ihm der Mann hell ins Gesicht.

„Die Krabbe hat Courage,“ sagte er. „Das gefällt mir, wenn ein Bursche für sein Mädel ins Zeug geht! Das gefällt mir, faderlot!“

„Mir auch,“ sagte der Seemann. „Bravo!“

„Meinen Eid darauf,“ sagte Bill, „ich würde ihm seine stinkige Kehle aufschlitzen, wenn er nur halb so viel zu mir gesagt hätte, Kamerad!“

„So bin ich nicht,“ sagte Simons. „Ich gebe ihm einen Trunk für seine Beherztheit. Hier, mein Junge, trinke uns zu!“

Er hielt ihm den Becher hin. Engelhardt schüttelte den Kopf. Er hatte sich bei seiner Abreise von der Mutter gelobt, kein geistiges Getränk über die Lippen zu bringen, bis er wieder den Fuß auf heimatische Erde setzen würde. Das Gelöbnis war eine ganz private, unzeremonielle Sache, wie sie ein Mensch mit sich selbst abzumachen pflegt; aber keine Nacht auf Erden hätte den willensstarken jungen Mann dazu gebracht, es zu brechen.

„Nach voran!“ sagte Simons. „Saderlot, Weigerungen werden hier nicht angenommen!“

„Trotzdem muß ich bitten, die meinige anzunehmen.“

„Warum?“

„Weil ich nicht trinke.“

„Du mußt!“

„Ich thue es aber nicht!“

Simons schien darauf bestehen zu wollen; vielleicht hatte er schon über den Durst getrunken, und fast hätte dieser eine kleine Punkt mehr Unheil angerichtet, wie alles, was vorausgegangen war. So unbedeutend die Sache an sich war, wollte doch keiner einen Zoll breit nachgeben. Engelhardt sagte, er wolle nicht trinken; Simons schwor, daß er entweder trinken oder sterben müsse. Der Klavierstimmer erklärte mit völligem Gleichmut, daß er nichts andres als den Tod erwarte, und daß ihn niemand dazu bringen könne, den Whisky zu berühren. Dabei gab er Simons die Erlaubnis, mit ihm anzufangen, was er wolle, und so der Sache ein Ende zu machen, je früher, desto besser. Während packte ihn der Scherer an dem gesunden Handgelenk, drehte ihm gewaltsam den Arm auf den Rücken und streckte die Hand nach dem Becher aus. Engelhardt war gänzlich hilflos. Sein rechter Arm war in qualvoller Gefangenschaft und der linke lag nutzlos in einer Schlinge. Der Seemann kam ihm jedoch noch einmal zu Hilfe, indem er sich energisch dagegen aussprach, daß guter Grog so vergeudet werde, wenn nur so wenig davon noch übrig sei.

„Was soll das für einen Zweck haben?“ sagte er.

„Wenn der alberne Teufel nicht trinken will, so mag er uns ein Lied singen. Er behauptet, Klavierstimmer zu sein, mag er also eins anstimmen!“

„Das läßt sich hören,“ meinte Bill beifällig. „Der Kerl soll uns ein Lied singen, ehe wir das Gas aus ihm herauslassen; und ich trinke seinen Grog. Gieb her, Bo'f'n!“

Da bei einer nur aus drei Mitgliedern bestehenden Bande mit Leichtigkeit eine starke Majorität zu erlangen ist, stand Simons auch jetzt fluchend von seinem Vorhaben ab, indem er Engelhardt einen Tritt versetzte, daß er zusammenbrach. Als er sich wieder aufgerafft hatte, wurde ihm befohlen, zu singen. Finster verweigerte er es.

„Gut,“ sagte Bill, „dann wird er gehängt, und damit punktum. Der Schuft wird mir nachgerade unerträglich!“

„Mir auch, faderlot!“

„Also hinauf mit ihm.“

„Der andre Gauner hat das Seil,“ sagte der Seemann.

„Dann schneide ihn ab. Vom Hängen wird er nicht besser. Wir wollen ihn doch nicht essen, was? Schneide ihn ab und lotse diesen da hinaus. Das ist dein Geschäft, Bo'f'n.“

Der Matrose wollte Einwand erheben, jedoch Bill fiel ihm ins Wort.

„Auch recht,“ sagte er und stellte sich schwerfällig auf seine Füße, „dann thue ich es selbst. Aus dem Weg, du Krippel, ich mache die Sache in der halben Zeit, die du zu deinem Gewäsch brauchst!“

Engelhardt blieb zwischen Simons und dem von Bill so schlecht behandelten Seemann sitzen. Letzterer brummte weiter, aber jener achtete nicht mehr darauf. Der Scherer behielt mit finster zusammengezogenen Brauen den zum Tode verurteilten Jüngling unausgeseht im Auge, um jeden Fluchtversuch sofort vereiteln zu können. Es wurde indes kein solcher gemacht. Der Musiker steckte die Daumen in die Ohren, bedeckte die geschlossenen Augen in den inneren Handflächen und versuchte zu denken und zu beten. Er konnte nicht denken; flüchtige Bilder von Naomi drängten sich in seinem Geist, bildeten aber keinen Gedanken. Auch wußte er nichts andres zu beten, als um Mut für das ihn erwartende Geschick zu stehen. Nur wenige Schritte von ihm entfernt befand sich der Leichnam des Mannes, von den Räufern, unter die auch er gefallen war, gemordet. Er konnte keinen Zweifel darüber hegen, daß sie ihn auch morden würden. Seine letzte Stunde war gekommen. Er brauchte Mut. Das war alles, um was er bat, als er mit zugehaltenen Ohren und festgeschlossenen Augen dasah.

Ein kräftiger Tritt in die Rippen versetzte ihn wieder in die Gegenwart. Als er aufstand, um seinem Verhängnis entgegenzugehen, packte ihn Bill an den Schultern und stieß ihn roh nach dem herabhängenden Seile hin. Es hing so niedrig, daß es den am Horizont emporsteigenden Mond in zwei Teile zu zerschneiden schien.

„Laß mich!“ rief er und schüttelte ihn zornig ab.

„Ich komme schon allein hin.“

„Wir werden ja sehen.“

Schnell genug war er dort. Ein wenig tiefer im Gebüsch erblickte er eine formlose Masse von Baumwollstoff und Schirting mit einem gespornten Stiefel, der halb von einer steifen Hand bedeckt war. Er war dankbar, als er das Antlitz wieder dem flackernden Lagerfeuer zuwenden konnte, trotzdem ihm dabei die Schlinge um den Hals gelegt wurde.

„Nun denn,“ sagte Bill und zog das Seil straff,

„wirst du uns ein Lied singen oder nicht?“

„Hermann konnte nicht sprechen.“

„Wenn du uns ein Lied singst, schenken wir dir vielleicht noch eine Stunde,“ sagte der Matrose vom Feuer her. Simons und er hatten zusammen geflüstert. Bill machte ihnen eine verneinende Bewegung mit dem Kopf.

„Das steht bei mir,“ sagte er zu Engelhardt. „Sei dir nur klar darüber.“

„Noch eine Stunde!“ rief der junge Mann bitter, als ihm seine Stimme wiederkam. „Was ist eine Stunde? Wenn ihr überhaupt Menschen seid, so macht jetzt endlich meinem Leben ein Ende.“

„Wie meinst du?“ sagte Bill und zog das Seil an, daß sich Engelhardt auf die Zehen stellen mußte. „Rein, mein Söhnchen, erst wollen wir unser Lied haben,“ fügte er hinzu, indem er das Seil ein wenig lockerer ließ.

„Sing nur zu, wer weiß, was noch alles passiert,“ rief der Seemann ihm aufmunternd zu.

„Was soll ich singen?“

„Was du willst.“

„Etwas Komisches, um uns aufzuheitern.“

„Ja, ja, ein komisches Lied.“

Engelhardt schwankte, wie schon einmal vor wenigen Tagen. „Ich will mein Bestes thun,“ sagte er schließlich. Der Matrose klatschte Beifall.

Eine Minute später war das Bivak der Busch-

klepper der Schauplatz eines höchst wunderlichen Vorgangs. Ein Jüngling mit blassem, blutbestäubtem Antlitz, den Strid um den Hals, sang den drei Banditen, die ihn in kurzer Zeit zu hängen gedachten, wie sie den Leichnam zu seinen Füßen gehängt hatten, ein „komisches“ Lied vor. Für den Augenblick überließen sie sich ganz dem Genuße, den ihnen der ausgedachte Spaß bereitete. Das frisch aufgefüllte Lagerfeuer warf eine volle, rote Glut über ihre schurkenhaften Gesichter. Sie grinsten und lachten, und jeder machte seiner Freude und Befriedigung auf eine andre Weise Luft. Der Dide schüttelte sich in seinem Fett. Der Vange zeigte seine grinsenden Zähne. Der Matrose klatschte sich auf die Schenkel und rollte in Anfällen ausgelassener Fröhlichkeit auf dem Boden umher. Es war wohl mehr die für diese Schurken überwältigende „Komik“ der Situation wie die des Liedes, die so mächtig auf sie einwirkte. Die erstere hatte den pikanten Reiz, ein Ding ihrer eignen Schöpfung zu sein. Das letztere war eine poetische Paraphrase aus den ersten Kapiteln der Genesis, die der Sänger ein paar Abende früher einem andern Publikum vorgetragen hatte. Von den beiden war das gegenwärtige offenbar das dankbarere. Jedenfalls ließen sie ihn zu Ende singen. Und als es so weit war und der Matrose von neuem klatschte, nahmen auch die beiden andern an der Beifallsjohnde teil.

„Saderlot!“ rief Simons, „das ist nicht schlecht!“

„Schlecht?“ rief der begeisterte Seemann. „Das ist so gut wie fünfzig Theaterstücke. Laß uns noch mehr Lieder hören; auch ich will euch eins singen!“

„Schön!“ sagte Bill. „Die Nacht ist noch jung. Da soll doch ein Gewitter dreinschlagen, keiner denkt an das Kraut, mit dem wir uns in der Stadt verproviantiert haben. Heraus damit, Kameraden, und laßt den Grog flotten die Runde machen. Ein seines Raufkonzert wollen wir haben, eine pilfsame Qualmerel, oder Gott soll mich verdammen!“

Bill selbst holte die Zigarren aus seinen Taschen hervor. Er und Simons setzten zwei davon sofort in Dampf. Der Matrose versuchte inzwischen seine Stimme. „Kennst einer von euch ein Seemannslied?“ fragte er. Es entstand eine Pause.

„Ja, ich.“

Die Stimme war keine andre als die Engelhardts.

„Du? Zum Teufel auch! Wie kommt das?“

„Ich kam auf einem Segelschiff herüber.“

„Was kannst du denn für eins?“

„Ich habe öfters den Refrain zu einigen mitgesungen.“

„Zu: Blase das Land hinab!“

„Ja, das kann ich am besten.“

„Gut, also singen wir das! Ihr, Kameraden, helft dem Jüngelchen bei dem Chor. Ich singe Solo und Chor. Seid ihr's? Dann kann's ja losgehen!“

Und mit kräftiger, klangvoller Stimme, die manchen Sturmwind auf hoher See übertönt hatte, sang er das Lied an:

„Wo gehst du hin, du hübsche Maid?“

„So—ho, blase das Land hinab!“

Eine um die andre Zeile wurde stets als Refrain wiederholt.

Engelhardt hatte immer noch die Schlinge um den Hals, während das Ende des Strides sich in Bills Klause befand. Trotzdem sang er bis zuletzt fest mit.

Es zeigte sich übrigens jetzt, daß Seemannslieder eine Schwäche des Matrosen waren. Er bestand darauf, noch zwei weitere zu singen, und zwar waren seine Verse, von denen wiederum immer der zweite als Refrain wiederholt wurde, nicht nur improvisiert, sondern auch von lokalem Interesse. Wie zum Beispiel:

„Die stolze Miß Pryse mag verachten uns fein,
Und man sagt es — und wir hoffen es,
Die stolze Miß Pryse wird gestorben bald sein,
Das arme, liebe Ding!“

Und dann als zweites:

„Sie nennen mich den Hänge-John,
Hurra! Immer zu!
Dich hängen bald will ich, mein Sohn,
Hängt, ihr Jüngens, hängt!“

Dies waren nur einleitende Strophen. Es folgten noch viele andre, und sie waren nach jeder Richtung hin schlecht genug. Dennoch fiel Engelhardt ohne Stoden jedesmal in den Chor mit ein — hing doch vielleicht sein und Naomis Leben davon ab. Teilweise durch die Verzögerung, teilweise durch Blicke und Winke, die zwischen den Banditen ausgetauscht wurden, stiegen allmählich Hoffnungen in ihm auf. Und die Hoffnungen führten zu Ideen, denn sein Gehirn war noch niemals klarer und geschäftiger gewesen als in der gegenwärtigen Stunde. Er war von Herzen dankbar, daß man ihn nicht ein zweites Mal gezwungen hatte, Solo zu singen. Dies sollte indes noch kommen. Ein Rud des Strides, der ihm beinahe den Hals ausgerenkt hätte, kündigte es ihm an.

„Da sitzt der Kerl und thut nichts dafür, daß wir ihn leben lassen!“ rief Bill in einem Tone gekränkter und mißbrauchter Seelengröße. „Singe, du Bestie, oder baumele! Eins von beiden!“



Die Sonnenburg bei Bruneck mit Partien aus dem Innern.

„Was für eine Art von Vied soll ich denn fingen?“ fragte Engelhardt demütig. Die Demut war natürlich erbeuchelt. Die schwarze Flasche hatte mittlerweile unter den dreien

ziemlich häufig die Runde gemacht. Die erste war bereits leer, und eine zweite wurde in Angriff genommen; die Strolche waren sichtlich und hörbar berauscht.

„Noch ein komisches Vied!“ riefen Simons und der Matrose in einem Atem.

„Nein, diesmal etwas Ernstes,“ sagte Bill voll Widerspruch. „Du weißt schon, was ich meine, du Räummel! Etwas Befriedigendes zum Einschlummern, etwas Christlich-Sentimentales. Mach voran, verfluchter Kerl!“

Engelhardt hatte keine Zeit zu überlegen, nachzudenken oder auszuwählen. Das Signal zum sofortigen Anfang wurde vermitteltst einer Reihe von kurzen, würgenden Zerrungen an dem Strick gegeben. Fast ehe es ihm ganz zum Bewußtsein kam, sang er ihnen eine bekannte Volksweise. Es war das erste „Christlich-sentimentale“ Vied, das ihm in den Sinn und auf die Lippen kam. Er trug es mit dem ganzen Pathos und dem ganzen Ausdruck, dessen er fähig war, vor. Er versuchte zu vergessen, daß die drei Banditen in seiner Nähe weilten, und den Blick nach oben geheftet, sang er sanft, ja lieblich zu den Sternen. Ohne Zweifel war es Schauspielerei und ein schlauer Instinkt, was ihn veranlaßte, den Schluß so langsam zu fingen:

„Ach, mein Herz ist müd und trübe,
Wo ich geh' und steh',
Es zieht mich fort mit mächt'ger Liebe
Zum Heim, das alte Weh!“

Da es jedoch für die menschliche Natur keine Unmöglichkeit ist, zu gleicher Zeit zu spielen und zu fühlen, so dachte Engelhardt wirklich an die gute, alte Mutter zu Hause. Als Künstler vom Scheitel bis zur Sohle ließ er seinen Gefühlen die Zügel schießen und sang vor diesen Schuftcn, wie er vor Naomi selbst gesungen hätte. Die Wirkung war eine außerordentliche, wenn auch teilweise dem reichlichen Whisky zuzuschreiben. Als der junge Mann die Augen wieder senkte, schluchzte der gefühlshelge Matrose wie ein kleines Kind, und die andern beiden sogcn auf Leben und Tod an ihren Zigarren, um ihre Nahrung zu bemeistern.

„Jungens,“ sagte Bill, „die Nacht ist noch jung. Welchen Zweck hat es, jetzt schon über die Farm herzufallen? Sie läuft nicht fort. Es genügt, wenn wir vor Morgen hinkommen. 's ist noch nicht Mitternacht.“ Seine Stimme wurde immer schwerer.

„Wenn der Mond noch viel höher steigt,“ stotterte der Matrose, „werden wir überhaupt nicht hinkommen. Wir können ja den Weg nicht finden.“ Und er trocknete sich die Augen an seinem Ärmel.

Bill nahm keine Notiz von diesen Worten. Er schüttelte seine Gefährten auf, hing sich in ihre Arme ein und pflanzte sich mit ihnen vor Engelhardt

auf. Alle drei schwankten, wie sie vor ihm standen, aber immer noch waren sie nicht ganz trunken. Die zweite Flasche war leer und eine dritte nicht vorhanden.

Engelhardt fühlte Hoffnung, aber keine Zuversicht. Begieriger als er zu zeigen wagte, lauschte er auf Bills Ansprache.

„Junger Mann,“ sagte dieser, „du bist kein so verfluchtes Schwein, wie ich glaubte. Singe oder baumele, sagte ich. Du sangst wie ein Mann. Deshalb sollst du vorläufig nicht baumeln. Was wir in ein paar Stunden thun, kann man jetzt noch nicht wissen. Vielleicht nehmen wir dich mit in die Farm, damit du uns mancherlei zeigst, vielleicht auch nicht. Genieße also dein erbärmliches Leben, du verfluchter Kerl, wir geben dir noch Frist! Bo'n, nimm das Seil und binde den Vogel an den Baum.“

Der Matrose, der von den dreien offenbar am meisten unter der Herrschaft des Alkohols stand, machte sich mit Eifer ans Werk, doch dauerte es ziemlich lange, bis er damit fertig wurde. Nach fünf Minuten endlich war alles erledigt.

„Was hältst du davon?“ rief er dann mit einem Gefühl von Seemannsstolz Bill zu.

„Es wird halten, Kumpan,“ meinte dieser.

„Saderlot, da wird er nicht herauskommen!“

In der That war Engelhardt vom Kinn bis zu den Knien in eine Art von Zwangsjacke eingeschnürt, bestehend aus dem Seile, das während der letzten halben Stunde um seinen Hals geschlungen gewesen war. Selbst der in der Schlinge ruhende Arm befand sich innerhalb dieser Umschnürung. Auch die Füße konnte er nicht bewegen, da der Matrose ihm auch um jeden Knöchel eine Fessel gelegt hatte.

„Ich hoffe, du fühlst dich behaglich,“ sagte dieser dann in einem wunderlichen Anflug von Mitleid zu dem Gefesselten, „denn das Gewitter soll mich holen, wenn du nicht sangst wie ein leibhaftiger Engel! Und habe keine Angst,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu, „wir werden dich nicht hängen. Nein, verlaß dich darauf! Und wenn wir noch etwas für dich thun können, ehe wir unser Schläschen halten, so sage es, Kamerad, sage es offen heraus.“

Der Klavierstimmer schüttelte den Kopf.

„Dann also gute Nacht!“

Der Matrose blieb noch einmal stehen, um einen letzten bewundernden Blick auf seiner Hände Werk zu werfen. Dann begab er sich, stark schwankend, zu seinen Gefährten, die schon in ihrer ganzen Länge ausgestreckt auf dem Rücken lagen.

Ein paar Minuten verhielt sich Engelhardt, nachdem er sich selbst überlassen war, noch ganz regungslos, bis er überzeugt sein durfte, daß die drei Verbrecher fest schliefen. Dann machte er krampfhaft Bewegungen mit seinem gesunden Arme, um ihn aus den umschlingenden Fesseln zu befreien. Mit großer Geistesgegenwart hatte er, während der betrunkenen Matrose mit unsicheren Händen das Seil um den Baum und um seinen Körper schlang, seinen Brustkorb möglichst auszudehnen und sich so weit vorzulehnen gesucht, als es anging, ohne daß der Bo'n die Absicht des Gefangenen merkte. Infolgedessen war die Fesselung in Wirklichkeit

durchaus nicht so eng und sicher ausgefallen, wie jener angenommen hatte. Hermann zerrte und zog aus Leibeskräften, und schließlich gelang es ihm zu seiner namenlosen Freude wirklich, den rechten Arm freizubekommen. Hastig fuhr er dann damit in die Tasche, in der sein Messer steckte, und im nächsten Augenblick waren alle Bände durchschnitten. Hermann Engelhardt war frei.

(Fortsetzung folgt.)

Ungewohnte Arbeit.

(Bd. 6. 576.)

Die Gewohnheit ist eine Tyrannin, zugleich aber auch die beste Lehrmeisterin. Die schwierigsten Dinge, wenn sie uns einmal vertraut geworden sind, gehen uns spielend und fast mechanisch von der Hand, und bei dem Einfachsten, das uns oftmals zugemutet wird, stellen wir uns ungeschickt und läppisch an. Deshalb läßt Schiller seinen Wallenstein die Gewohnheit als die Amme des Menschen bezeichnen. Dem wetterfesten Seemann, den uns E. Taylor auf seinem Gemälde vorführt, sieht man es auf den ersten Blick an, wie schwer ihm die „ungewohnte Arbeit“ fällt. Seinen Händen fehlt es wahrlich nicht an Kraft, und auch geschickt und gewandt genug wissen sie mit allem umzugehen, was zum Beruf und Gewerbe eines seebefahrenen Mannes gehört. Aber mit Faden und Nadel zu hantieren, um entstandene Schäden in groben Wollstrümpfen auszubessern, das ist Weiberarbeit, und damit kann man nicht so leicht fertig werden.

„Man schilt so sehr auf Frau'n und Frauengrillen,
Und braucht zum Leben wie zur Poesie
Sie doch so sehr.“

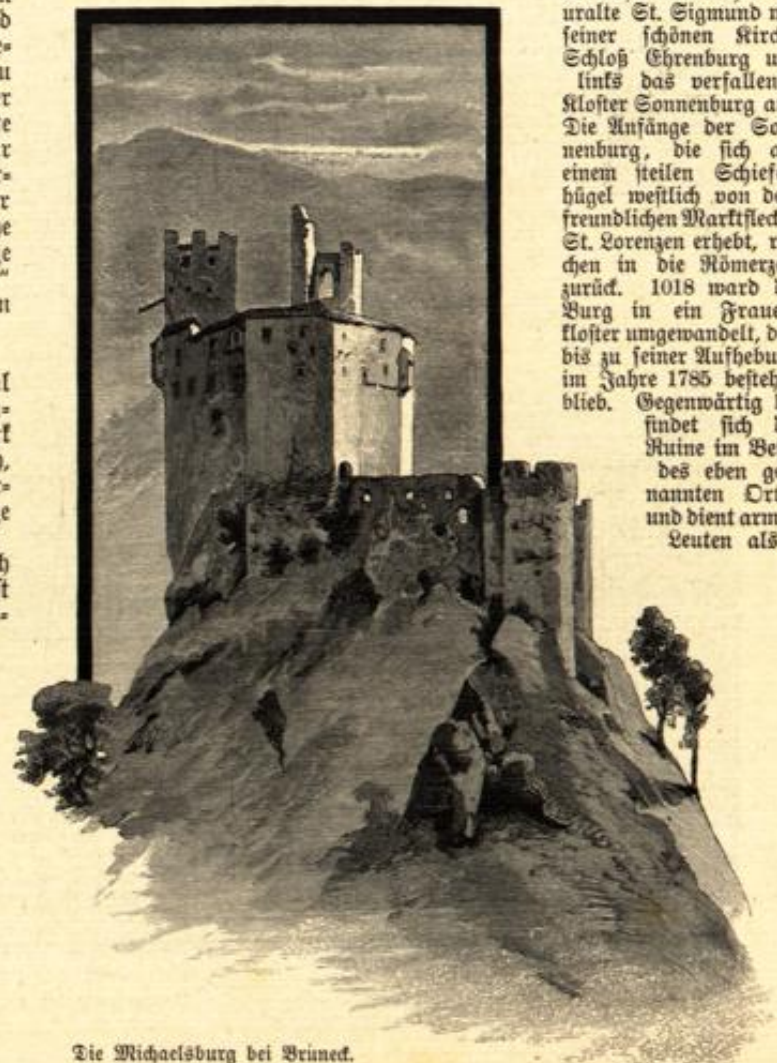
singt Hans Dopfen, und zu der ganz gewöhnlichen Prosa des Lebens ist die Mitwirkung der Gvastsöchter noch viel weniger zu entbehren. Das sieht in diesem Augenblick der Seemann auf unserm Bilde recht deutlich ein, während er die mühsam eingefädeltc Nadel möglichst ungeschickt zwischen den Fingern hält und nicht ohne Selbstironie auf das Werk schaut, das zu vollenden er unternommen hat.

Bruneck im Pustertal.

(Bd. 6. 621.)

Bei der Station Franzensfeste der Brennerbahn gabelt sich der Schienenstrang: südwärts geht es weiter nach Brigen und Bozen, östlich aber führt uns die Südbahn in das Pustertal hinein. Dieses ist nicht nur eines der längsten, sondern auch der anziehendsten und durch seine seitlichen Verzweigungen (Impezzo, Iseltal u. s. w.) touristisch wichtigsten Thäler von Tirol. Es zerfällt eigentlich in zwei Thäler, das der Rienz und das der oberen Drau, die am wasserscheidenden Toblacher Sattel fast unmerkbar ineinander übergehen, und bietet eine Fülle von reizvollen Landschaftsbildern. Nachdem wir auf eiserner Gitterbrücke die Schlucht, die das Eisackthal vom Rienzthal trennt, überschritten haben, folgen die Stationen Mühlbach und Bintl, beim Dorf Niedervintl an der Mündung des Pfunderserthales. Auf einer schönen Gitterbrücke geht es an Obervintl vorbei; dann tauchen das uralte St. Sigmund mit seiner schönen Kirche, Schloß Ehrenburg und links das verfallene Kloster Sonnenburg auf.

Die Anfänge der Sonnenburg, die sich auf einem steilen Schieferhügel westlich von dem freundlichen Marktflecken St. Lorenzen erhebt, reichen in die Römerzeit zurück. 1018 ward die Burg in ein Frauenkloster umgewandelt, das bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1785 bestehen blieb. Gegenwärtig befindet sich die Ruine im Besitz des eben genannten Ortes und dient armen Leuten als



Die Michaelsburg bei Bruneck.



Ungewohnte Arbeit. Nach dem Gemälde von E. Taylor.

Bohnstätte. An der Heerstraße erhebt sich ein altrömischer Meilenstein; es ist jedoch eine bloße Nachbildung, da das an dieser Stelle ausgegrabene Original dem Innsbrucker Museum überwiesen wurde. Auch die der Sonnenburg gegenüber auf einem Felsen sich erhebbende Michaelsburg war einst eine römische Feste. Im Innern sind noch verschiedene kleine, mittelalterliche Gemächer mit lauschigen Ertern, zum Teil verfallend, erhalten. Die zerfallenen Türme dienen Raubvögeln zum Aufenthalt. Die folgende Station ist Bruned, der Hauptort des westlichen Pusterthals, das sich hier fesselartig ausweitete. Die kleine Stadt, die sich an den Fuß der sie umgebenden Berge schmiegt, erfreut sich einer höchst malerischen Lage und kommt als Sommerfrische mehr und mehr in Aufnahme. Hier mündet das breite Taufererthal in das der Ries, so daß eine geräumige Fläche entsteht, in der zahlreiche Dörfer und Burgen das Auge erfreuen. Anheimelnd berührt beim Betreten des alttümlichen Ortes der echt deutsche Charakter seiner mittelalterlichen Architektur, die dem Fremden in allen Gassen reizvolle Bilder erschließt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaute Bischof Bruno von Trient Schloß und Stadt Bruned, um die Ländereien und Gerechtsame seiner Kirche zu schützen. Das alte Schloß ist jetzt Gefangenhaus; von seinem Turm genießt man eine prächtige Rundschau. Die nach dem Brande von 1850 in romanischem Stil neu erbaute Pfarrkirche enthält Fresken von Mader und Altarbilder von Hellweger.

Bakterienlandschaft in Argentinien.

(Bild S. 609.)

Während meines Aufenthaltes in Südamerika hatte ich Gelegenheit, mich einer argentinischen geologischen Expedition anzuschließen, die die Nordkordilleren vom Süden bis zum Norden Argentiniens, von Mendoza bis Salta, durchkreuzte. Ein viermonatliches Lagerleben, reich an interessanten Vorkommnissen und Eindrücken, ließ uns die Strapazen und Gefahren der Reise vergessen, zudem jeder Tag neue und abwechslungsreiche landschaftliche Scenerien brachte. Durch die Vorberge hindurch gelangten wir weiter in die Hauptkette der Kordilleren, an steilen Felswänden und Abgründen entlang, oft auf schmalen Wildpfaden, den Wechseln der Guanacos, langsam höher und höher steigend. In einer Höhe von 3000 Metern befinden wir uns auf der Schneegrenze, die Vegetation hört auf, und eine kleine verkrüppelte Adesmie, Cuerno de Cabra, Ziegenhorn genannt, wie ein Mooskumpen kümmerlich zwischen den Steinen wachsend, bietet uns das letzte Holz als Brennmaterial. Von nun an ist das einzige Feuerungsmaterial der „Kordillerentorf“, der mühsam auf den Pässen gesammelte Dung der Ochsenherden, die von Argentinien nach Chile getrieben werden. Weiter geht's, bergauf, bergab, in fortwährendem Wandel der Landschaft. Leicht bewaldete Höhen wechseln ab mit Wüstenstrichen, schroffe Felsmassen und unzugängliche Schluchten mit wasserarmen, steinigten Hochebenen, bis wir in einer Höhe von 5000 Metern, umgeben von ewigem Schnee, unsern höchsten Punkt, den Cerro del Fierro, erreichten.

So interessant nun auch in diesen Höhen die vegetationslosen Gebirge durch die Verschiedenheit der Formation und die Grobpartigkeit der Massen sind, so ist doch wohl der fremdartige Charakter der Landschaft am originellsten in den niederen Höhen, die wir nun durchqueren, in der Region der Kalteen. Von dem Gebirge aus ziehen sie sich hinab bis zur Ebene; dicht bei einander stehend, bilden die hohen Säulen des Cereus giganteus, des Säulentaums, mit ihren armartigen Verzweigungen hoch in die Luft hineinragend, einen eigenartigen Wald. Hier steht vereinzelt ein Stamm, eine kerkengerade Säule ohne Abzweigungen, daneben eine Gruppe von Kalteen mit Seitenarmen und lugeligen Trieben, dort andre zwischen niedrigeren Sträuchern, — immer ist das Bild ein originelles und fesselndes. Einen geradezu gespenstischen Eindruck üben solche Gruppen mit ihren hochgereckten Armen des Nachts aus, wenn der Mond sein schimmerndes Licht über all diese in starrer Ruhe vor uns stehenden phantastischen Gestalten geheimnisvoll ausbreitet. Oft machten wir uns das Vergnügen, in solchen stillen Nächten die langen dünnen Stacheln, die den Stamm dicht umgeben, anzujähnen; wie an einer Zündschnur läuft dann im Augenblick das Feuer bis oben hinauf, um dort zu verlöschen, während die langsam verglimmenden Stacheln einen überaus reizvollen Anblick bieten. Für die Eingeborenen haben die Kalteen freilich noch bessere Zwecke zu erfüllen, da sie das feste, röhrenförmige Holz als Baumaterial für ihre Hütten und anderweitig verwenden.

Nicht minder schön ist das Aussehen der Landschaft, wenn die hohen dunkelgrünen Säulen mit ihren Seitentrieben, deren Spigen durch die dicht aneinander stehenden jungen Triebe der Stacheln weißlich schimmern, mit Hunderten von leuchtend weißen Blüten bedeckt sind und zwischen ihnen wieder andre kleinere Arten in der glühenden Sonne ihre farbenprächtigen gelben und roten Blüten entfalten.

Karl Oenike.

Bunte Blätter.

Ein musterhafter Familienvater unter den Fischen ist der große Höhrenfisch des Nordatlantischen Ozeans und der Gewässer an den englischen Küsten. Er betätigt die Liebe und Fürsorge für seine hilflose junge Nachkommenschaft dadurch, daß er die Eier bis zum Auskriechen der Jungen in einer unterhalb seines Schwanzes befindlichen Tasche mit sich herumträgt. Hier werden sie in aller Ruhe ausgebrütet, und wenn die kleinen Höhrenfische soweit sind, daß sie für sich selber sorgen können, dann teilt sich die Haut der Tasche in der Mitte, und die muntere Schar

schlüpft hinaus ins Weite. Droht jedoch eine Gefahr, dann kommen sie eilig herbei und kriechen wieder in die schützende Tasche zurück, gerade wie die jungen Kängurus in den Brutbeutel der Mutter zu flüchten gewohnt sind. In diesem Falle aber ist's der Vaterfisch, der sich die Mühe genommen hat, aus seiner eignen Haut die Zuchtstasche zu entwickeln; sie besteht aus zwei Falten, die aus den Seiten des Körpers herauswachsen und sich unterhalb so lange fest vereinigen, bis der Brutprozeß beendet ist. — Im Gegensatz zu den erwähnten vierfüßigen Beuteltieren ist es eine merkwürdige Tatsache, daß die Sorge für die Unterkunft der Jungen hier dem Vater zufällt. Im allgemeinen sind ja die Elterntugenden dieser Kaltblüter nicht weit her; sie entledigen sich ihrer Eier an der ersten passenden Stelle und machen sich dann einfach davon. Allein wenn sich eine Fischart dazu versteht, sich auch ein wenig um die Erziehung der Jungen zu kümmern, dann kann man gewiß sein, daß das in den meisten Fällen nicht die Mutter, sondern der Vater ist. Er allein unterzieht sich dem Brutgeschäft und der Fütterung, er allein baut das Nest, und er allein sorgt für moralische Unterweisung der Kleinen, „lehrt die Mädchen und mehret den Knaben“ — mit einem Schnappen des Rachens oder einem bedeutungsvollen Beben des Schwanzes —, während die unnatürliche Gattin und Mutter schon alles mögliche dadurch gethan zu haben glaubt, daß sie die Eier an das Licht dieses irdischen Jammerthaals brachte. — In der Familie der Höhrenfische giebt es auch einige dieser Eierstasche ermangelnde Arten, die daher genötigt sind, sich den Laich vermittelst eines schleimigen Stoffes am unteren Leibe zu befestigen. Eine andre Art hat eine längliche Vertiefung am Bauche, worin die Eier ebenfalls festgeklebt sind. Bei den Seepferdchen des Mitteländischen Meeres behält die Tasche immerwährend ihre Gestalt, nur vorn hat sie eine schmale Öffnung, durch die die kleinen Hippocampi nach Belieben ein und aus kriechen können. — Die männlichen Fische einer unter dem Namen Ragenfisch an den Küsten Ceylons, Australiens und anderer Tropenländer vorkommenden Arius-Art tragen die von den Weibchen gelegten Eier lose in einer kropfförmigen Erweiterung des Rachens mit sich herum. Diese Eier haben die Größe unserer Sperlingseier und sind daher nicht mehr als eigentlicher Fischrogen zu betrachten. Je sorgflicher also der Schutz ist, den die Fische ihrer Nachkommenschaft zuwenden, desto größer an Gestalt und geringer an Zahl sind ihre Eier. Der Rogen des Schellfisches besteht durchschnittlich aus neun Millionen Eierkörnchen, und wenn er zum größten Teil andern Fischen zur Nahrung dient, so kann man seine Erzeuger deswegen kaum tadeln; man bedenke doch, mit welchem Bruchtheile von Elternliebe sich jedes einzelne der winzigen Gilein begnügen müßte!

Freidrich Meißner.

Salzsteine im Schweizerkäse. Wohl jeder hat schon beobachtet können, daß sich in den Löchern der meisten Sorten von Schweizerkäse eine salzige Flüssigkeit ansammelt, die mit dem Reiferwerden des Käses wieder verschwindet. Dagegen trifft man in den Löchern von altem Emmenthaler Käse beinahe regelmäßig weiße, körnige Ausscheidungen an, die gewöhnlich als Salzsteine bezeichnet und angesehen werden. Man nimmt nämlich an, daß sie aus Kochsalz beständen und beim Eintrocknen infolge Verdunstung des Salzwassers auskristallisierten und sich in jenen Öffnungen ansetzten; Käse, bei denen das Salzwasser in den Löchern noch nicht aufgetrocknet ist, zeigen niemals Salzsteine. Demgegenüber hat nun jedoch Steinegger festgestellt, wie N. Schiller-Zieg im „Prometheus“ mitteilt, daß die angeblichen Salzsteine gar nicht aus Kochsalz bestehen, da sie völlig geschmacklos und geruchlos sind und sich nicht in Wasser lösen; wohl aber sind sie verbrennbar. Sie enthalten bloß 4 Prozent anorganische Bestandteile (Kochsalz, Kalk, Magnesia und Phosphorsäure) und 96 Prozent organische stickstoffhaltige Substanzen, die als Eiweißzersehungssprodukte aufgefaßt werden müssen. Steinegger hat als solche Tyrosin, Leucin und Lysin nachgewiesen. In altem und stark reifem Käse findet man sie in reichlicher Menge. Sie sind in dem Salzwasser, das der Käse enthält, zum Teil löslich; trocknet er ein, dann wird natürlich die Lösung immer konzentrierter, bis zuletzt die gelösten Stoffe auskristallisieren und die sogenannten Salzsteine vorwiegend in den Löchern sitzen bleiben. Da ein zu geringer Milchsüßerhalt der frischen Käsemasse indirekt die Salzsteinbildung fördert, indem solcher Käse wesentlich längere Zeit zur Reifung erfordert, so muß es durch einen Zusatz von Milchsüßer zur Milch wohl gelingen, die Salzsteinbildung zu vermindern oder sogar ganz zu verhüten.

Gut Freund! Bei den Kämpfen gegen die Oesterreicher in Oberitalien, die Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien, Ende 1813 und Anfangs 1814 führte, hatte er einmal sein Leben zwei deutschen Worten zu danken. Er war in der Frühe des 6. September 1813 mit zwei Bataillonen bei dichtem Nebel aufgebrochen, um sich eines wichtigen Passes zu bemächtigen. In einer engen Schlucht, wo immer nur ein Mann hinter dem andern gehen konnte, sah der an der Spitze der Kolonne schreitende Vizekönig, als er um einen Felsen bog, plötzlich die Mündung einer Kanonenbatterie, nur wenige Schritte entfernt, auf sich gerichtet. Ein: „Halt, wer da!“ enthielt ihm die Gefahr, in welcher er schwebte, und obwohl der Stiefsohn Napoleons I. ein mutiger Mann war, so erstarrte ihm doch nach seinem eignen Geständnis das Herzblut, bis er aus dem geringen Vorrat deutscher Worte, den er den Lektionen seiner Gemahlin (Auguste Amalie, Tochter des Königs Maximilian I. Joseph von Bayern) verdankte, ein „Gut Freund!“ herausgebracht hatte. Der Posten, ein unerfahrener Rekrut, setzte darauf das Gewehr ab, wurde von Eugen mit raschem Sprunge am Halse gepackt und von den nachrückenden Franzosen gefangen genommen.

G. P.

Neue Bücher und Schriften.

Ott, R. „Memento mori“ Roman aus dem Hochgebirge. Illustriert von H. Engl. Stuttgart 1902. 2 Bde. 300 S. — Dieser in Wittenwald spielende Roman schildert das Schicksal einer Familie, die durch das Kader des Trunks zu Grunde geht. Nur ein Mitglied, der Sohn Max, den die Mutter für die Errettung des auf einem nächtlichen Schmuggelgang schwer verletzten Vaters dem geistlichen Stande gelobt hat, wird nicht mit in den Sumpf hineingezogen. Nach jahrelanger Abwesenheit aus dem Seminar in die Heimat zurückgekehrt, wo er die Priesterweihe empfangen soll, findet er seine Familie dem tiefsten Elend und Kummer verfallen. Seine Bemühungen, die Eltern und den Bruder auf bessere Wege zu bringen, scheitern; nach schweren Enttäuschungen und von dem Wahn befangen, auch von seiner Jugendgeliebten Julia hintergangen zu sein, niedergebückt durch das Bewußtsein seiner eignen Schuld, seiner sündigen Liebe zu Julia, die er nicht aus seinem Dergen zu reißen vermag, wandert er nach Italien, wo er im Frieden eines Trappistenklosters auch seinen Frieden wiederfindet und das Gelübde vollständiger Entsagung ablegt. Der Roman ist fesselnd geschrieben und weist manche Schönheit auf, namentlich die Charaktere sind trefflich gezeichnet.

Meurer, Julius. „Illustrierter Führer durch ganz Tirol und Vorarlberg“ nebst angrenzenden alpinen Gebietsstrichen. Mit 50 Illustrationen, 3 Karten und einer großen Uebersichtskarte des ganzen Gebiets. Preis M. 7.20. Wien, A. Hartleben's Verlag. — Das vorliegende, praktisch gestaltete Reisehandbuch ist für das große gebirgsbekannte Publikum berechnet, für Hochtouristen dagegen nicht angelegt; das unbedingte Hochgebirgsgebiet ist deshalb nicht berücksichtigt. Eine Neuauflage bringt dieser Führer in der beigegebenen, von allen farbigen Photographien autorisierten, anerkannten Rautenstein'schen Karte der Alpen (veröffentlicht im Maßstabe 1 : 500 000), die das gesamte im Reisebuch bearbeitete Gebiet umfaßt. Diese ist mit dem Katasterplan der Radfahrer- und Automobilrouten versehen worden, was vielen erwünscht und angenehm sein wird, weil heutzutage zahlreiche Reisende auch das Gebirge per Rad oder Automobil besuchen und auf diesen modernsten Fahrzeugen dann von einer Gebirgsgruppe zur andern reisen, um von gegebenen Stationen an Hauptstraßen ihre Bergwanderungen als Absteher auszuführen. Von der Beigabe kleinerer Karten, wie sie die andern Reiseführer bringen, ist — leider — abgesehen und dafür am Schluß eine große Zahl Bilderbeispielen angehängt worden. Der Ansicht, daß auch diese Neuauflage einen Vorteil bedeutet, können wir uns jedoch nicht anschließen. Das Buch ist, wie alle Reiseführer des Verlages, handlich und solid ausgestattet.

„Wie mache ich mich beliebt?“ Die Kunst zu gefallen. Von C. v. Franken. Verlag von Levy & Müller, Stuttgart. (Preis brosch. M. 2.40, eleg. geb. M. 3.—) — Ein Buch, das sehr vielen jungen Leuten bei ihrem Eintritt ins Leben ein willkommenes und nie verlassener Führer sein wird. Auch solche, die durch die häusliche Erziehung mit den Geboten des guten Tones und feiner Lebensart genügend vertraut sind, werden es mit Nutzen lesen, da alle Kränklichkeiten nur nebenbei behandelt sind, während das Hauptgewicht auf die Lehren der Weiterführung und Selbstbeherrschung liegt. Es ist ja doch einmal Tatsache, daß für letzteren Zweck Begabung und Fähigkeit nicht allein ausreichen, sondern daß auch eine gewisse gesellschaftliche Gewandtheit hinzukommen muß. In dreißig Kapiteln werden alle dabei in Frage kommenden Momente und die verschiedenartigsten Verhältnisse und Lebenskreise eingehend erörtert. Die gefällige und anregende Darstellung, die von einem liebenswürdigen Humor durchweht ist, die zahlreich eingestreuten heiteren Belege und Anekdoten bilden einen besonderen Reiz des empfehlenswerten, bereits in dritter Auflage erscheinenden Buches.

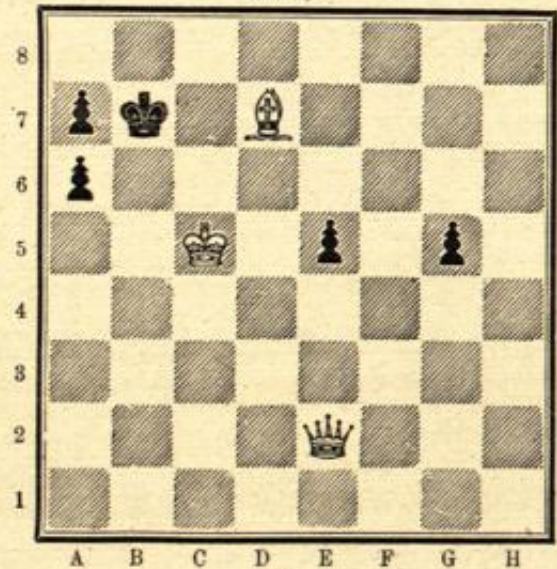
„Ueber den Kopfschmerz.“ Von Dr. P. J. Möbius. Verlag von Karl Barthold, Halle a. S. (Preis M. 1.—) — Der bekannte Leipziger Verordnungsarzt möchte diese von ihm verfasste Schrift am liebsten als „medizinische Plauderei“ bezeichnen; er legt darin in einer für jedermann verständlichen Weise auseinander, was für verschiedene Ursachen dem Kopfschmerz zu Grunde liegen können, und auf welche verschiedenen Wegen man zu seiner Beseitigung gelangt. Wer immer von diesem Leiden heimgesucht wird, findet hier eingehendere Aufklärung darüber, als sie ihm der Arzt in seiner Sprechstunde aus Mangel an Zeit geben kann. — Ein gleiches Verlangen erfüllen: „Männliches und weibliches Denken.“ Ein Beitrag zur Frauen- und Erziehungsfrage. Von Direktor Dr. Kluge, Weiskam. (Preis M. 1.—) — Der Verfasser legt dem Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Denken dar; er erklärt, wie die Frau und wie der Mann denkt, wobei unter „Denken“ das gesamte Innenleben zu verstehen ist. Er beleuchtet uns darüber, worin jener Unterschied begründet ist, und weist zuletzt nach, daß zur Fortentwicklung der Menschheit, insbesondere zur Festigung und Ausgestaltung des Staates die Abgrenzung einzelner Gebiete als des alleinigen Arbeitsfeldes für den Mann bestehen bleiben müsse, wie die weibliche Tätigkeit auch fernerhin sich auf gewisse Teile des sozialen und wirtschaftlichen Lebens zu beschränken habe.

Schach.

Bearbeitet von E. Schallap.

Aufgabe Nr. 8: Von D. Würzburg in Grand Rapids.

Ziemer.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 7 Seite 532:

Weiß.	Schwarz.
1. R. B 6 - A 6!	C 6 - C 5
2. R. A 6 - B 5 (A 5).	C 5 - C 4
3. R. B 5 (A 5) - B 4.	C 4 - C 3
4. R. B 4 x C 3 . . .	H 3 - H 2, H 1 - H 2, G 3 belächlig
5. D. E 2 - E 1, E. H 4 - F 3 matt.	

Schachbriefwechsel.

Dr. J. Sch. in Solingen. Nr. 7. Isten Sie ganz richtig. Ihr eigener Kompositionsvorwurf weist eine Nebenlösung auf durch 1. R. B 5; falls nämlich R. D 4, so 2. R. B 4 nebst Matt nach 3. T. D 6, und falls R. x B 3, so 2. T. D 6 und 3. T. D 4 matt. Richtige Lösung lautet ein: P. Dötting in Wiesfeld zu 7.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Englische Ministergehälter. Während die höchstdotierten Posten im Deutschen Reich sich auf 50—100 000 Mark beschränken, beziehen die englischen Minister und Unterstaatssekretäre Gehälter, die den Reichtümern ihrer kontinentalen Kollegen zu erregen geeignet sind. Man höre: Das geringste Gehalt eines britischen Ministers beträgt 2000 Pfund Sterling (40 000 Mark), jeder der fünf Staatssekretäre sowie der erste Lord des Schatzamtes und der Schatzkanzler erhalten je 5000 Pfund (100 000 M.), der irische Lordkanzler erfreut sich eines Einkommens von 8000 Pfund (160 000 M.), der englische eines solchen von 10 000 Pfund (200 000 M.), die Unterstaatssekretäre müssen sich mit je 1500 Pfund (30 000 M.) begnügen. Die einträglichste Stellung besitzt jedoch der erste juristische Berater des Kabinetts, der sogen. Attorney General. Er erhält die Kleinigkeit von 7000 Pfund festen Gehaltes (140 000 M.), dabei erfreut er sich noch außerordentlich reicher Sporteleinnahmen, die allein im Jahre 1900 ihm das nette Sümchen von rund einer Viertelmillion abwarfen, so daß sich sein gesamtes Einkommen auf beinahe 400 000 M. belief.

Länder- und Völkerkunde.

Wieviel Elfenbein jährlich noch in Afrika „wächst“, lehren einige kürzlich veröffentlichte Zahlen, aus denen hervorgeht, daß der dunkle Weltteil doch einen großen Reichtum an Elefanten birgt, trotz der ungeheuren Verfolgung durch die Jäger. Jährlich werden immer noch gegen 800 000 kg Elfenbein an der Ostküste ausgeführt, und zwar 200 000 kg über Sansibar, 150 000 über Ägypten und 100 000 über Mosambique. Indessen wird nicht nur ersterer Posten, sondern auch von den andern beiden der größere Teil über Sansibar nach Bombay und von da nach London gebracht. Das Elfenbein vom westlichen Afrika, besonders aus dem Kongostaat, geht meist nach Antwerpen. Das asiatische Elfenbein wird hauptsächlich von Indien, China und Japan für die Herstellung von Kunstgegenständen verbraucht. Das von andern Tieren als dem Elefanten herstammende Elfenbein, wie das vom Mammut, Flußpferd, Walroß, Pottfisch, Narwal, Eber u. s. w., wird für industrielle Zwecke verwendet. Auch giebt es ein vegetabilisches Elfenbein, das die Rüsse einer südamerikanischen Palme, der Elfenbeinpalm, liefern; diese Rüsse, aus denen meist Knöpfe gemacht werden, sind unter dem Namen Steinnüsse bekannt.

Feste.

Das sechste deutsche Sängerbundesfest ist in den Tagen vom 26. bis 30. Juli in Graz, der schönen steirischen Landeshauptstadt, abgehalten worden. Die imposante Sängerkathedrale wurde auf dem durch Pachtvertrag von den Althallerischen Erben gewonnenen Grundstück der „Grazer Rennbahn“, das sich unmittelbar an die Parkanlagen der „Industriehalle“ anschließt, von den Grazer Bauunternehmern Stadtbaumeister Architekt Franz Staerl und Stadtzimmermeister Joseph Feltonja nach den Entwürfen und unter Leitung von Professor Sigmund in Graz aufgeführt. Das Gebäude ist ein mächtiger Holzbau

von 120 Metern Länge und 90 Metern Breite, dessen gewölbte Dachflächen inmitten der Langseite sowie an den beiden Schmalfrenten von Portalbauten überragt werden, die — ohne Flaggenmasten — bis zu 28 Metern Höhe aufsteigen. Die große, freie Fläche auf der Parkseite der „Industriehalle“, deren Mittelachse auf die des Haupt-

portals der Sängerkathedrale trifft, ist zu einem geräumigen Festplatz umgeschaffen worden. Zunächst dem westlichen Hauptportal umschließt ihn eine halbkreisförmig angelegte „grüne Arkade“ in der Art streng geschnittener Gartenbeden, zu dem Westportal hinleitend. Der gewaltige Innenraum, mit einer Spannweite von 50 Metern, einer Länge von 96 und einer Höhe von 21,5 Metern, bietet bequem Raum für 7500 Sänger und 8000 Zuhörer. Letztere sind auf Sitz- und Stehplätzen im Parterreräum und auf einer Galerie untergebracht. Die Sängerkathedrale erhebt sich im südlichen Teil des Baues, von dem für 120 Musiker Raum bietenden Orchesterpodium in 21 Treppenaufgängen bis zu einer Höhe von 6 Metern über der Parterrefläche ansteigend. Gegenüber, an der nördlichen Seite der Halle, befindet sich die Festloge mit einem kleinen vorgelegten Gesellschaftsraum; zu beiden Seiten die Logen für Ehrengäste. Unter der obersten Reihe der Lichtöffnungen erstreckt sich rings um den ganzen Innenraum die Rahmengalerie, die den prächtigsten Schmuck der Halle, die Banner aller am Feste teilnehmenden Vereine, zu tragen bestimmt ist.

Denkmäler.

In Budapest wurde am 27. Mai außer einem Denkmal des siebenbürgischen Großfürsten Bethlen Gabor, der die ungarische Königskrone errang, ein solches des Grafen Nikolaus Zrínyi, des tapferen Verteidigers von Sigeth, der uns Deutschen durch Theodor Körners Dichtung so vertraut geworden ist, enthüllt. Die Geschichte dieser Standbilder beginnt mit dem Handschreiben vom 25. September 1897, worin Kaiser und König Franz Joseph dem Wunsche Ausdruck gab, für die freien Plätze der ungarischen Hauptstadt zehn Denkmäler zu stiften. Mit der Ausführung des Zrínyi-Denkmales wurde der bekannte Bildhauer Joseph Róna betraut, der seine Aufgabe in glücklicher Weise gelöst hat. Der Held trägt in der Linken das ungarische Banner, in der Rechten das Schwert. Zum letzten Ausfall sich vorbereitend, spricht er ein Gebet. Zu seinen Füßen liegt ein gefallener Türke. Das ganze Denkmal ist 6 Meter hoch und reiht sich würdig den früheren Schöpfungen Rónas an.

Der Marmorblock für das Moltke-Denkmal in Berlin ist aus den Brüchen der Tiroler Marmor- und Porphyrgesellschaft (Fritz Zeller & Comp.) gewonnen worden, und zwar liegt die Bruchstelle im Laaser Gebirgsstock, einem Teil der Ortler Alpen, 2150 Meter über dem Adriatischen Meere. Der Block wurde aus einer sogenannten Bank genommen, d. h. einem kompakten Marmorkörper, der auf einmal in einem Stück losgehoben wird. Aus solcher Bank ward ein Stück von 6 Metern Länge, 2,50 Metern Tiefe und gleicher Dicke abgerichtet, auf Schleifbänke gehoben und mittels Tauen abwärts befördert, wozu 22 Arbeiter nötig waren. Nur eine kurze Strecke von geringer Neigung dienten Ochsen als Vorspann. Im Thale übernahmen die Punktierer den Block, um ihn nach dem Modell genau auszumessen und das überflüssige Material abzuräumen und abzuboffieren. Es blieben jedoch noch 80 000 Kilogramm zur Weiterbeförderung übrig. Mit der Ausführung der Moltke-Statue ist bekanntlich Professor Joseph Uphues betraut.



Das Zrínyi-Denkmal in Budapest. Von Joseph Róna.



Die Festhalle für das sechste deutsche Sängerbundesfest in Graz. Nach einer Zeichnung von Alois Kasimir.



Der Transport des Marmorblocks für das Nolte-Denkmal in Berlin.

Zeitgeschichte.

Admiral Büchel, der neuernannte Chef des Admiralstabs der deutschen Marine, ist am 12. April 1848 in Stralsund geboren und trat 1865 als Kadett in die Kaiserliche Marine ein. Am 22. September 1869 zum Unterleutnant zur See befördert, rückte er unter abwechselungsreichen Kommandos 1871 zum Leutnant zur See, 1875 zum Kapitänleutnant, 1882 zum Korvettenkapitän und 1889 zum Kapitän zur See auf. In dieser Charge war er 1889/90 Kommandeur der zweiten Matrosendivision und 1890 bis 1894 Vorstand der militärischen Abteilung im Reichsmarineamt, um im Jahre 1895 die zweite Marineinspektion zu übernehmen. Er lehrte jedoch bald ins Reichsmarineamt zurück als Direktor des Marineministeriums, dessen Verwaltung er, 1898 zum Contre-Admiral, 1901 zum Vize-Admiral befördert, bis jetzt inne hatte.



Von G. C. Schwanitz, Leipzig, Berlin.
Admiral Büchel,
der neuernannte Chef des deutschen Admiralstabs.

berg geboren, erhielt er seine Erziehung im dortigen Kadettenhaus und wurde 1869 zum Unterleutnant im 1. hessischen Infanterieregiment Nr. 81 ernannt. Als solcher machte er den ersten Teil des französischen Krieges mit, zeichnete sich bei der Einschließung von Metz und in der Schlacht von Roisville aus und wurde hier am 1. September durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet. Das Eisenerz wurde ihm für seine Tapferkeit zu teil. Schon auf der Kriegsakademie wandte er sich mit Vorliebe Eisenbahnstudien zu; sein Schlussvortrag, der von der „militärischen Ausnutzung der Eisenbahnen im Kriege 1870/71“ handelte, fand so große Anerkennung, daß sein Lehrer, General Blume, den Vortrag dem Feldmarschall Grafen Moltke überreichte. Ein Jahr darauf, 1877, gab der junge Offizier eine vielbeachtete Schrift über „Die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht“ heraus; Moltke überreichte dafür dem Verfasser, der inzwischen zur Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs kommandiert war, persönlich den Roten Adlerorden

4. Klasse. Den größten Teil seiner militärischen Laufbahn hat Budde beim Generalstab zugebracht, dann kehrte er für kurze Zeit in die Front zurück, zunächst als Bataillonskommandeur im 3. obererschlesischen Infanterieregiment Nr. 62 in Kofel, dann als etatsmäßiger Stabschef im Grenadierregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesi-sches) Nr. 11 in Bres-lau; im September 1895 wurde er wieder in den Großen Generalstab ver-setzt und wenige Monate darauf zum Chef der Eisenbahnabteilung ernannt. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst, Anfangs Januar 1901, verblieben. Von dieser ganzen im Generalstab zuge-brachten Zeit fallen vier-zehn Jahre auf den Dienst in der Eisenbahn-abteilung.

Warnungstafel.

Eine Warnung vor dem Blich-licht veröffentlicht Augenarzt Dr. A. Graefe (Berlin) in der „Deutschen Medizin. Wochen-schrift“. Bei der Aufnahme mit Blichlicht werden in der Regel „Patronen“ benutzt. Die wenigsten kümmern sich darum, wie sie zusam-mengelegt sind. In ei-nem Künstlerverein wurden un-gefähr fünf Wochen vor Weihnachten 1901 in ei-nem engeren

Raume zahlreiche Aufnahmen gleich hintereinander mit solchen Patronen gemacht. Ein Mitglied dieses Ver-eins ging, gleich nachdem die Aufnahmen vorüber waren, noch einmal in diesen Raum und wurde bald darauf dort bewusstlos aufgefunden; nach Hause gebracht, lag er zwei Stunden bewusstlos mit kleinem, kaum fühl-barem Puls. Dann kam er ziemlich zu sich und erbrach lange Zeit hintereinander. Es traten Schmerzen im Hinter-kopf und in den Schläfen auf, zugleich stellte sich ein eigentümliches Gefühl in beiden Unterarmen und Händen, namentlich in den Fingerspitzen, ein, sowie in den Unter-schenkeln und Füßen. Das Sehvermögen war beiderseits stark herabgesetzt. Der Puls war längere Zeit nur 50.

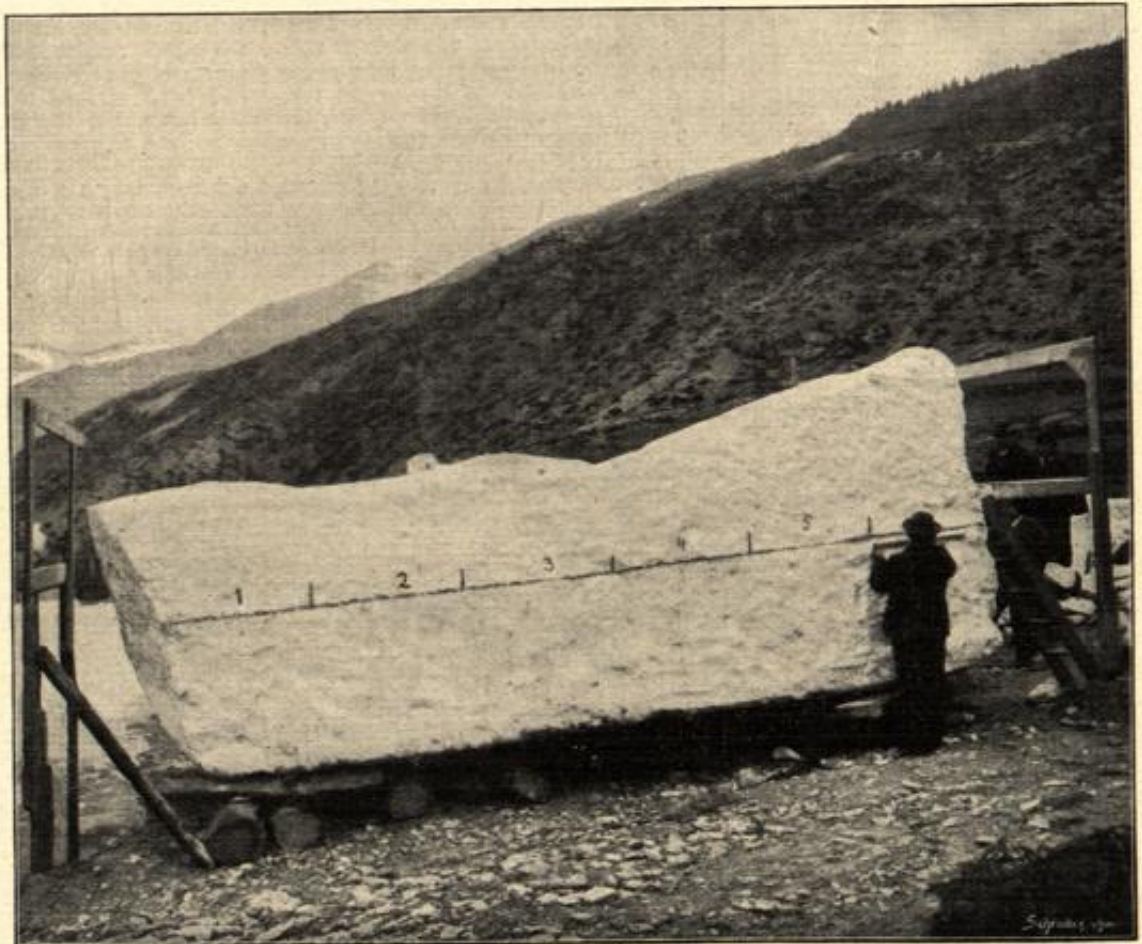
Starker Bronchialkatarrh. Nachdem er sich etwas erholt hatte, wurde er vom behandelnden Arzt des schlechten Sehens wegen Dr. Graefe zugeseht. Der Kranke klagte damals noch über Schmerzen im Hinterkopf, Taubsein in beiden Händen und Kribbeln in den Fingerspitzen. Der Puls war 100. Starker Bronchialkatarrh. Daß es sich um eine Vergiftung handelte, war klar nach dem Er-brechen, dem kleinen und langsamen Puls, Bewußtlosigkeit; aber wie kam sie zu stande? Magnesiumoxyd ist nicht giftig, also mußte dem Magnesiummetall noch etwas beigemischt sein, was die Ver-giftung hervor-rief. Eine Er-kundigung in der Apotheke er-gab, daß die Magnesium-blichlichtpatronen aus Magne-siummetall und Kalichlorium zu gleichen Tei-len bestehen. Dies ist ein äußerst leicht aufflammendes Gemisch. Durch das Abzünden dieses Gemisches beim Photogra-phieren bildet sich durch Ver-mittlung des Magnesium-oryds (basi-sches Oxyd) Chloroxyd und ferner Chloridoxyd. Die Chlor-sauerstoffverbindungen sind die giftigsten Gase, die es giebt. Ihr Entdecker wurde bei ihrer Darstellung getötet. Diese Gase haben nun im vorliegenden Falle sicher die Ver-giftungserscheinungen hervorgebracht. Es ist daher Vor-sicht beim Photographieren mit Blichlicht zu empfehlen.



Phot. J. Binder, Berlin.
Generalmajor Hermann Budde,
der neue preussische Minister für öffentliche Arbeiten.

Naturwissenschaftliches.

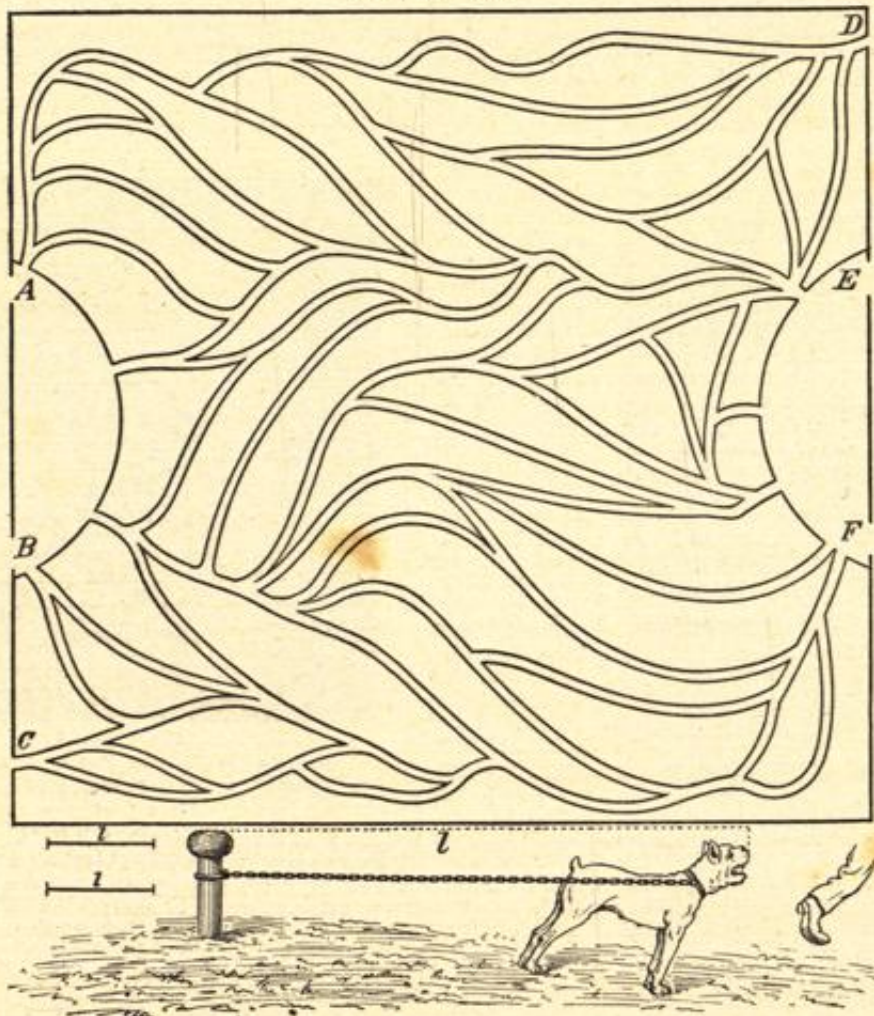
Eine Anleitung zum Trocknen der Pflanzen giebt in der „Pharm. Zentrall.“ Mauser. Da es bekanntlich schwer ist, Pflanzen resp. Vegetabilien überhaupt so zu trocknen, daß sie ihre natürliche Farbe behalten, empfiehlt es sich, das Trocknen nicht durch Wärme, sondern vielmehr durch Ueberleiten eines Stromes trockener Luft auszu-führen. Das Pflücken soll früh und abends bei möglichst niedriger, am besten bei einer 12 bis 15 Grad nicht über-stiegenden Temperatur geschehen. Die gesammelten Pflanzen werden in den Trockenraum gebracht, in dem die Tempe-ratur von 15 Grad nicht überschritten werden darf; die trockene Luft muß häufig erneuert werden. Das Trocknen wird so lange fortgesetzt, bis die Vegetabilien keine Feuchtig-keit mehr verlieren. Ein Zerreißen der Zellen wird hier-durch verhindert; die in den Pflanzen vorhandenen Oxydase können durch Sauerstoffübertragung auf die vorhandenen Pflanzenfarbstoffe Mißfarben nicht erzeugen. Die Konservierung der Pflanzen ist gleichzeitig eine gute.



Der Marmorblock für das Nolte-Denkmal in Berlin.

Allerlei Kurzweil.

Die Parkhüter.



Vorstehende Zeichnung giebt den Grundplan eines Parkes, der durch je drei Eingänge (ABCDEF) von zwei Seiten aus betreten werden kann. „Unbefugter Durchgang ist verboten!“ verkünden rechts und links Tafeln, die jedoch, gewisser Abkürzung wegen, wenig respektiert werden. Dem Eigentümer geschah dadurch manche Schädigung, und da ein vollständiges Abschließen nicht möglich, versiel er auf folgende Idee: Er ließ an zwei Orten Plöde einschlagen und leitete seine zwei Doggen so daran, daß sie jeden, der sich rundum bis auf eine gewisse Entfernung (durch die beiden Linien L, unten links, angegeben) näherte, festzuhalten vermochten (s. Abbildung). Das half! Ein Durchgehen war nicht mehr möglich, weil die Hunde jeden Weg sperren konnten; die Eindringlinge mußten nach vergeblichen Versuchen wieder abziehen, was meistens mit Beschleunigung geschah.

An welchen Stellen waren die Hunde angepflockt?

Als Lösung ist eine Pause des Planes einzufenden, worin die Stellen, wo die Plöde eingeschlagen waren, mit einem Punkte zu bezeichnen sind. Voraussetzung ist, daß nur Wege benutzt und keine Grasflächen überschritten werden.

Silbenrätsel.

Die Silbe 1 beliebt zu reisen.
Ihr ist kein Weg zu weit, zu viel.

Auf Fahrweg oder Bahnzuggleisen
Geht sie entgegen ihrem Ziel;
Was Auftrag ihr, sie sagt es keinem.
Verschwiegen bleibt stets ihr Mund,
Am Ende aber thut sie einem
Pflichtschulbig doch ihr Wesen kund.

Die Silben 2, 3 sind verschlossen
Reist, wie die erste Silbe auch.
Die Neugier hat es oft verdrossen

Des gleichen Wesens gleicher Brauch;
Doch ungleich ist, und scharfe
Scheidung, Was ebenfalls ihr Sinn ent-
hält.

Da, wo in Stufe, Art und
Kleidung Das Wort sich anpaßt frem-
der Welt.

Rügst du nun 1, 2, 3 zusammen,
Ergiebt sich mancher Wünsche
Ziel.

Die bald von nah, bald fern
her kamen Zu seinem Frag- und Antwort-
spiel.

Dem einen bracht' es schlimme
Kunde, Andern es frohe Hoffnung
lieh;

Schallhaftigkeit liegt auch zu
Grunde In Prosa oft und „Poesie“.

Worträtsel.

Ich bin mit d, was dich zum
Weinen Verführen kann, zum Lachen
auch;

Meist werden zwei in mir sich
einen, Doch heißt auch drei und vier
mein Brauch.

Mit r bin ich, was dich zu
Thänen Bewegen kann, was Freude
bringt;

Dem einen bin ich heimlich
Sehnen, Der andre mich mit Nismut
zwingt.

Ich bin mit f, was jedem eigen,
Steh' jubelnd, bald in Thränen
da;

Doch wenn ich zwiefach mag
mich zeigen, Der Gute wie auch Schlim-
me sah.

Mit w bin ich, was Stolz bereitet;
Und wieder, was der kummervoll
Betrachtet, wenn's ihm rundweg deutet,
Daß er sich sein entäußern soll.

Umwandlungsrätsel.

Was wandelt Wertloses in Tiefses dir?
Was läßt Verwandtes in Luft zergeren?
Was ändert Gesang in Naturstoff mir?
Und heißt aus dem Baume die Frucht erstehen?
Wer lehret den Fisch in Gestein sofort?
Verwandelt den Drei in hochragend Geäst?
Zu Trauer ein altgeheiltes Wort?
Ein Haustier in eine Deckung fest?
Wer wandelt die Stadt schnell um zum Pfeil?
Führt hin vom Flusse zur Klosterthür?
Was wechselt ein Wild in sein inner Teil?
Bedecket mit Schimpf treue Diener dir?
Wer ändert in Glückspiel den Namen, ihn trägt
Ein Mann, den Alldeutschland hoch verehrt?
Was ist's, das, was perlweis abgemagt,
Ohn' mich die Freude in Leid verkehrt?

Auflösungen der Rätsel Seite 604.

Des Kapselrätsels: 1. Rhein (lieber Heinrich), 2. Weser (Uwe Sernow), 3. Elbe (derselbe), 4. Lech (mit Blech gedeckt), 5. Oder (moderne Einrichtung), 6. Werra (wer rasch geht), 7. Havel (ich Ave läuten), 8. Elster (am Himmel Stern), 9. Ems (von weitem schallt), 10. Rader (dein Gdard), 11. Main (Emma in Berlin), 12. Inn (innig grüßen).

Der Geographischen Aufgabe:

W
H A M
V O L O S
P O L T A W A
L E I C E S T E R
F R E D E R I C T O N
W A L T E R S H A U S E N
S H A J A H A N P U R
F O R T A L E Z A
M A T U R I N
E S S E N
B E X
N

Des Scherzrätsels: Wortwort — Wortort.

Des Rätselsprung-Königszugs:

Somorra.

Das Feuer schleicht in den Gassen
Mit weichem Raubtiertritt.
Die schönen Töchter, die blaffen,
Vernehmen nicht seinen Schritt.

Sie träumen von dunklen Freuden,
Von heimlicher Harter Klang,
Von königlichem Bergenden
Und lachendem Heberschwang.

Sie träumen von Vorpurpurgeln —
Da stoßen die Wächter ins Horn,
Rot über den Gassen und Hügeln
Robert Jehovas Horn...

(Maria Janitschel.)

Des Silbenrätsels: Barbier.

Des Worträtsels: Punkt — Doppelpunkt — Semikolon.

Aus Küche, Haus und Hof.

Feine Milchsuppe mit Schneekloßchen. Drei Liter frische Milch, der man nach Belieben Wasser zusetzen kann, werden mit einigen Stücken Zimmt oder zehn bis zwölf fein gestoßenen bitteren Mandeln und etwas Zucker zum Kochen gebracht, hierauf zwei gehäufte Eßlöffel voll Stärke oder reichlich $\frac{1}{2}$ Liter feinstes Mehl, das mit etwas Milch angerichtet worden, hinein-gegeben und unter fortwährendem Rühren etwa zehn Minuten gekocht; bei Anwendung von Stärke braucht die Suppe nur einmal aufzuwallen. Dann werden das nötige Salz und ein bis zwei Eidotter gut durchgerührt und von dem inzwischen mit etwas Zucker zu recht festem Schnee geschlagenen Eiweiß von vier Eiern Kloßchen auf die Suppe gelegt, die man mit Zimmt und Zucker bestreut, worauf die Schüssel rasch zugedeckt wird. Diese Suppe ist kalt ebenso angenehm wie warm.

Pfefferfleisch. Rindfleisch, noch besser Ochsenfleisch, ein schönes, festes Stück, wird in handgroße Scheiben geschnitten, tüchtig geklopft und in einer Kasserolle, in der ein gutes Stück Butter mit etwas Mehl und Zwiebelscheiben, Salz und Pfeffer braun gemacht wurde, geschmort. Es wird etwas Wasser oder Fleischbrühe zugegeben und muß das Fleisch, $2\frac{1}{2}$ Stunden gut verschlossen, langsam schmoren. Mit Kartoffelpüree zusammengegeben, ist es ein vorzügliches Gericht.

Gebadener Blumenkohl. In Salzwasser weich gekochter und abgetropfter Blumenkohl wird mit nach unten gerichteten Stielen auf eine Schüssel, die die Hitze verträgt, geschichtet und mit einer dicken Tunke überzogen. Zu dieser nimmt man $\frac{1}{4}$ Liter Sahne, 20 Gramm Butter und zwei Eßlöffel Mehl; nachdem dies gut über dem Feuer abgerührt ist, würzt man mit Salz und Muskatnuss und zieht mit zwei Eidottern ab. Mit dieser Tunke bestreicht man den Blumenkohl, streut noch geriebene Semmel

und — so man hat — Parmesanfäse darauf, gießt Butter darüber und stellt die Schüssel auf einem Dreifuß in den Ofen. Dort läßt man bis zur Kruste backen und serviert die Speise mit dem Braten.

Hammelfoteletten, geschwungene. Von einem gut abgelegenen Rippenstück macht man Koteletten und schlägt sie mit dem flachen Kotelettmesser. Nachdem man sie mit Salz und Pfeffer bestreut hat, legt man die Stücke in einer flachen Pfanne in heiße, frische Butter und schwingt sie auf beiden Seiten eine bis zwei Minuten lang. Hernach gießt man die Butter ab und giebt einige Löffel Kraftbrühe oder Fleischessenz darüber, läßt sie mit dieser nochmals aufkochen und richtet französisch auf einer runden Schüssel an.

Nierenomelette. Kalbsnieren werden in dünne Scheibchen geschnitten, mit Salz, Pfeffer, fein gehackten Zwiebeln und einer Messerspitze Mehl überstreut und in süßer Butter schnell gedünstet. Man giebt etwas Jus oder Fleischbrühe und Zitronensaft zu und nimmt die Nieren sofort vom Feuer, legt kleine Portionen auf schön gebackene Omeletten, überschlägt diese, richtet an und serviert sofort.

Himbeerpudding, kalter. Man preßt den Saft von 750 Gramm Himbeeren gut aus und kocht ihn mit 250 Gramm Zucker, $\frac{1}{2}$ Liter Rotwein und etwas Zimmt auf. Nun rührt man 150 Gramm irgend eines Kochstärkemehls mit einer Prise Salz in $\frac{1}{4}$ Liter Rotwein klar und schüttet dies unter die siedende Himbeermasse unter fortwährendem Umrühren. Währenddem hat man 250 Gramm außersefene, mit Zucker bestreute, frische Himbeeren bereit und mengt diese behutsam unter die Masse. Nun spült man eine hübsche Form mit kaltem Wasser aus, schüttet den Pudding hinein und läßt ihn im Kalten erstarren. Sahne Schaum oder kalte Vanillecreme wird dazu gereicht.

Anna Berg.

Bei der Rückkehr von der Reise findet man auf Silberzeug, wenn es nicht ganz trocken aufbewahrt und vor der Reise gut abgerieben wurde, gar oft schwarze und grüne Stellen, die sofort entfernt werden müssen, um eine Zerstörung des Silberüberzuges zu verhindern. Sind die Flecken noch frisch, so genügt das Abreiben mit Spiritus und Wiener Kalk und das Nachreiben mit weichem Leder. Reichen aber die Flecken danach nicht, so muß man Essig und Salzwasser zu gleichen Teilen mischen, sie sanft damit reiben, mit Wasser nachspülen und dann aus Spiritus und Wiener Kalk einen Brei rühren, den man auf das Silbergeschirr aufträgt. Man läßt ihn trocknen und reibt ihn dann mit reinem Luche ab, worauf man zuletzt noch mit weichem Leder nachputzt.

Kaltes Wetter im Sommer, das uns im Gebirge zur Zeit unserer Erholungsreise so oft leider zu teil wird, verdirbt rettungslos unser Schuhzeug, wenn wir es nicht ganz besonders sorgfältig während dieser Zeit behandeln. Vor allem müssen wir das Behändigen der Feuchtigkeit in die Stiefel zu verhindern suchen und zu dem Zweck die folgende Salbe stets mit uns führen. Man giebt 75 Gramm Vaseline und 25 Gramm Paraffin in eine leere Kakaobüchse und schmilzt sie auf heißer Herdplatte unter fleißigem Umrühren; füllt hierauf leere Liebig-Extraktbüchsen mit der Masse und läßt sie erstarren. Die Büchsen werden mit Korken gut verschlossen. Eine kleine Bürste und mehrere Lederlappchen (aus kleinen Resten zu gewinnen) muß man außerdem mitnehmen. Man trägt mit der Bürste die Salbe überall auf und verreibt sie mit einem Lederlappchen gleichmäßig.

Wer viele Früchte als Dankschänke ohne Zucker einkocht, und welche praktische Hausfrau thäte dies nicht, wird es wenig appetitlich finden, die Gläser beim Kochen in Heu einhüllen zu müssen. Viel reinklicher ist

Holzwohle, die man in Glas- und Porzellan-geschäften billig bekommen kann, und die man vor dem Gebrauch in einem großen Kessel auskocht, um sie von etwaigen Unreinigkeiten zu befreien. Man breitet die Holzwohle zum Trocknen auseinander und verwendet sie dann zum Einwickeln der Einmacheflaschen oder -gläser auf gleiche Weise wie sonst Heu. Vorteilhaft ist bei der Verwendung von Holzwohle der Umstand, daß sie sich immer von neuem wieder benutzen läßt, wenn man sie gut trocknet und luftig aufbewahrt.

Kaltlos steht man vor Einschnitten oder Löchern in seinen Gummischuhen, die man besonders auf der Reise so dringend braucht. Solche Beschädigungen entstehen aber gerade auf Reisen nur zu oft durch einen scharfen Stein oder dergleichen. Man kann kleinere Löcher und Einschnitte in Gummischuhen selbst reparieren, wenn man ein Stück nicht zu dicken Kautschuk sich verschafft. Man schneidet das Kautschukstück passend zurecht, schrägt mit scharfen, angefeuchtetem Messer die Ränder ab und betupft alsdann die durchlöchernte Stelle wie auch das Kautschukstück mit Terpentinöl. Die betupften Stellen werden aufeinander gelegt und 24 Stunden lang einem mäßig starken Druck ausgesetzt. Das Kautschukstückchen hat sich dann völlig mit dem Gummi vereinigt.

Wer Sommerbirnen im Garten hat, wird sich wundern, wie trefflich sie sich entwickeln, wenn man sie nicht aus dem Baume reifen, sondern in dunkler Kammer nachreifen läßt. Man nimmt die Birnen vom Baum, wenn die Kerne anfangen braun zu werden, und legt sie auf wollene Decken auseinanderbreitet, so daß keine Frucht die andre berührt, auf den Boden einer dunklen Kammer. Man bedeckt die Birnen mit wollebenen Decken und läßt sie ruhig liegen, bis sie eine schöne gelbe Farbe, sowie Saft und Aroma erhalten haben. Rufe Hölle.